

Ursula Eggli Jürg von Spreitenbach



**Roman
Nacherzählt dem Lukas-Evangelium
Edition Hans Erpf**



. . . und eigentlich wissen wir das alles ja schon längst.

Ursula Eggli
Jürg von Spreitenbach

Nacherzählt dem
Lukas-Evangelium von Luther

Roman

Edition Hans Erpf
Bern • München

A handwritten signature in blue ink, reading "Ursula Eggli". The signature is stylized and written diagonally across the bottom right corner of the page.

Umschlaggestaltung unter Verwendung einer Fotografie von Hansueli Trachsel

Foto der Autorin: Markus Traber

© 1992/93 by Edition Hans Erpf · Bern/München

Postfach 6018 · CH-3001 Bern

ISBN 3-905517-50-7

MADE IN GERMANY

Vorm katholischen Krankenhaus,
in Rattingen, auf dem nassen Pflaster
verblutet ein schwuler, fanatischer Hippie —
Jesus hieß er.
Friedenstauben legen die Flügel an, und dann — Sturzflug,
knallen aufs Autodach. Durchschlag.
Es ist Frühling.
Wir hängen so am Leben,
hilflos baumelnd wie am Strick,
und schauen in die Zukunft
mit seltsam starrem Blick.

Ein Pudding spricht im Bundestag, dann schwabbelt er davon.
Ein schlechter Clown im Streß verfilmt den Marsch auf Bonn.

Ulla Meineke

Lukas 1

32. Der wird groß sein und ein Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben;

33. und er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein.

KAPITEL 1

Lukas 4

16. Und er kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbat und stand auf und wollte lesen.

17. Da ward ihm das Buch des Propheten Jesaja gereicht. Und da er das Buch aufat, fand er den Ort, da geschrieben steht:

18. «Der Geist des Herrn ist bei mir, darum daß er mich gesalbet hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen,

19. und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn.»

20. Und als er das Buch zutat, gab er's dem Diener und setzte sich. Und aller Augen, die in der Schule waren, sahen auf ihn.

21. Und er fing an, zu sagen zu ihnen: Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren.

22. Und sie gaben alle Zeugnis von ihm und wunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen, und sprachen: Ist das nicht Josephs Sohn?

23. Und er sprach zu ihnen: Ihr werdet freilich zu mir sagen dies Sprichwort: Arzt, hilf dir selber! Denn wie große Dinge haben wir gehört, zu Kapernaum geschehen! Tu also auch hier in deiner Vaterstadt.

24. Er sprach aber: Wahrlich, ich sage euch: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande.

28. Und sie wurden voll Zorns alle, die in der Schule waren, da sie das hörten,

29. und standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn auf einen Hügel des Berges, darauf ihre Stadt gebaut war, daß sie ihn hinabstürzten.

30. Aber er ging mitten durch sie hinweg.

Seit Stunden hockte Jürg auf einer der Plastikharassen, die gegenüber dem Eingang zum Supermarkt zu hohen farbigen Wänden aufgestapelt waren. Er saß wie eine Statue. Im Körper keine Bewegung, kein Muskel zuckte in seinem angespannten Gesicht. Nur die Pupillen hinter den halb zugekniffenen Lidern rollten hin und her. Sie folgten den zufahrenden Autos, den einzelnen Männern und Frauen, die hastig aus ihren Wagen stiegen, wie aufgezoogene Puppen über den ausgedehnten Parkplatz eilten und im Innern des riesigen, summenden Kastens verschwanden.

Der Supermarkt: ein grauer Würfel, kaum Fenster und diese blind, durch beigefarbene Storen blind gemacht. Ein blaßblauer Himmel spannte sich darüber, der nicht so recht zu dem Grau-Beige passen wollte. Fremd, dieses Blau, eine unpassende Farbe. Dahinter, sich eckig ins Blickfeld drängend, ragten weitere Würfel in den unpassenden Himmel: der ockergraue des Jumbos mit dem roten Elefanten im Namenszug und, noch weiter hinten, über dem Horizont aufgerichtet wie erigierte Penisse, vier dunkle Hochhäuser.

Unvermittelt stand Jürg auf. Ruckartig, einem Roboter gleich, bewegte er sich über die betonierte Fläche und ließ sich vom Eingang aufsaugen. Unschlüssig schlenderte er den Verkaufsständen entlang, ließ sich von der Menge mitreißen, stoßen, schieben. Weiter, weiter — anonym in der anonymen Masse. Von der Kosmetik in die Lederwarenabteilung, von der Lederwarenabteilung zu den Strümpfen und wieder zurück in die Kosmetik. Er starrte auf die hübschen, gefällig angeordneten, zum Kaufe verlockenden Dinge. Auf einem glänzenden Regal standen Hunderte von Fläschchen in den Farben des Regenbogens nebeneinander. Parfums waren als Sets in goldenen Boxen ausgestellt. Die Verkäuferin schien nicht zu dem eleganten Glanz zu gehören. Ein einfaches Gesicht mit dem unbeholfenen Versuch von Wangenrouge. Wahrscheinlich eine Aushilfe, dachte Jürg.

«Warum kaufen Sie das?» sagte er zu einer Dame, die sich soeben einen teuren Nagellack einpacken ließ. Abrupt drehte sich die mit einer schicken Jacke bekleidete Frau undefinierbaren Alters um, musterte ihn einen Augenblick angewidert unter ihren künstlichen Wimpern hervor und wandte sich wieder ihren Einkäufen zu.

«Mischen Sie sich bitte nicht ein, sonst hole ich den Abteilungsleiter», sagte die Verkäuferin entrüstet. Und zur Kundin vernehmlich: «So eine Frechheit. Was manche Leute sich erlauben.» Die Dame zuckte die Achseln, aber Jürg fragte nochmals — harnäckig:

«Warum kaufen Sie das?»

Zwei Kundinnen, die vor dem Regal mit den regenbogenfarbenen Fläschchen standen, waren aufmerksam geworden und kamen neugierig näher. Hastig schob die Verkäuferin der Kundin das in eine Plastiktasche gesteckte Päckchen zu.

«Bitte sehr, meine Dame. Danke schön.»

Und Jürg fragte zum drittenmal mit unterdrückter, wütender Stimme: «Warum kaufen Sie das? Sagen Sie! Warum? Wissen Sie nicht, daß Tausende von Menschen hungern, daß auch bei uns viele nur das Nötigste haben? Und Sie kaufen so einen Kack.»

Wie von der Tarantel gestochen, zuckte die Dame zusammen und schleuderte das Paket, das sie schon in ihrer Tasche verstauen wollte, auf den Ladentisch zurück. Zwei rote Flecken zeichneten sich auf ihren Wangen unter der Make-up-Schicht ab.

«Jetzt ist es aber genug!» schrie sie aufgebracht. «Was ist das für ein Geschäft, in dem Kundinnen auf diese Weise belästigt werden? Der Mann hat mich beleidigt. Rufen Sie sofort den Geschäftsführer! Sofort! Ich werde mich beschweren, jawohl, auch über Sie, Fräulein, daß Sie solches dulden.»

Die beiden anderen Kundinnen traten komplizenhaft noch näher, weitere Frauen drehten sich um. Die Verkäuferin verschwand mit hochrotem Gesicht, eine Entschuldigung murmelnd. Jürg blickte ihr nach.

«Das ist doch alles Scheiß, Scheiß, Scheiß!» schrie er plötzlich und wischte mit einer heftigen, wütenden Armbewegung Deodorants und Badezusätze von einem Glasregal. Die hübschen Fläschchen und Dosen zersprangen splitternd in unzählige farbige Scherben, zarte Glaskonfetti kollerten mit leisem Klirren davon, kostbare Essenzen spritzten auf einige in der Nähe stehende Kundinnen oder ergossen sich über den spiegelglatten Boden.

Innert weniger Sekunden war das Chaos vollständig. Die beklecktesten Frauen schrien und schimpften, andere Käuferinnen rannten sensationslüstern hinzu, und die zurückgeeilte Verkäuferin versuchte ungeschickt, mit schnell aufgerissenen Packungen von Kleenex-Tüchern die kostbaren Öle von Kleidern und Boden zu entfernen. Über der Kosmetikabteilung lag ein empörtes, aggressives Stimmengewirr.

Aber Jürg war schon verschwunden. Während die Abteilungsleiterin die aufgeregten Kundinnen zu beruhigen versuchte, fragte er bereits in der Musikabteilung einen distinguiert aussehenden Herrn: «Sagen Sie, warum kaufen Sie diese teure Stereoanlage?» Und etwas weiter vorne ein junges Mädchen: «Warum kaufst du diese Platte? Sag, warum?»

«Heute bekommen Sie Seidenunterwäsche zehn Prozent billiger», verkündete eine freundliche Männerstimme aus der Decke. Und im Lift, in dem Jürg nach oben fuhr: «Haben Sie schon unsere Boda-Kekse in der Süßwarenabteilung versucht? Sie sind soeben neu eingetroffen und werden zum Einführungspreis von zwei Franken fünfzig verkauft.»

«Brauchst du diesen teuren Lederjupe wirklich?» fragte er eine junge Frau in der Modeboutique, und einen älteren Herrn bei den Spezereien: «Wissen Sie nicht, daß Ananas und Bananen aus Hungerländern kommen?»

Die meisten Leute reagierten ärgerlich auf Jürgs Fragen, viele mit Wut und Ablehnung. Einige ignorierten ihn einfach. Andere versuchten zu diskutieren: «Was willst du? Geld muß rollen, so fällt auch für die Dritte Welt was ab . . .»

Unbeirrt raste er durch die Abteilungen, fragte, fragte, insistierte, bohrte . . . Jedesmal ließ er erboste, gestikulierende Menschen zurück, die sich zusammenscharten und auf ihn, die Verkäuferinnen und das Geschäft schimpften. Zweimal entkam er dem festen Griff eines aufgebrachtten Abteilungsleiters nur, indem er diesem gegen das Schienbein trat und dann eilends in der Menge untertauchte.

Die allgegenwärtige Stimme aus den Deckenlautsprechern versicherte: «Wir beraten Sie gerne bei Ihrem Möbeleinkauf. Melden Sie sich bei unserem Herrn Josten im fünften Stock.»

Jürg lehnte sich gegen eine Wand. Vor ihm schob sich die Rolltreppe wie ein eiserner Lindwurm in die Höhe. Die stickige Kaufhausluft füllte ihm die Lungen. Mit gerunzelter Stirne sah er hinüber zu den Menschen, die sich auf der Treppe drängten.

«Unser Waschmittel Fleck-Stop wäscht wirklich weißer. Sie werden staunen», beteuerte wieder die Stimme aus der Decke. «Versuchen Sie es, bald werden auch Sie zu unseren begeisterten Kundinnen zählen . . .»

Jürg machte auf dem Absatz kehrt. Er setzte eine biedere Miene auf und strich sich das Haar zurück. Aus der reichen Auswahl an Aktentaschen auf dem Gestell neben ihm griff er sich eine und klemmte sie unter den Arm. Auch seine Haltung wurde eine andere: zielbewußt. Er kannte den Weg. Unbehelligt verließ er die Verkaufsräume,

schritt durch eine Türe mit der Aufschrift „Betreten für Unbefugte verboten“ und lief durch einen langen Korridor. Der Lärm des Warenhauses war hier nur noch als leises Summen zu hören. Keiner der Menschen, die ihm begegneten, fragte nach seinem Begehrt; die Aktentasche erfüllte ihren Zweck. Neben einer blauen Türe, auf der mit Kreide „Bitte Ruhe“ geschrieben stand, warf er sie hinter einen Schrank und trat ohne zu klopfen ein. Ein alter Mann, der so gar nicht zu der einschmeichelnden Werbestimme paßte, saß hinter einem Tisch, auf dem Papiere, verschiedene Tonbänder und aufgestapelte Kassetten unordentlich durcheinanderlagen. «. . Sie werden begeistert sein», sagte er eben in ein Mikrophon und drückte dann auf die Taste des Kassettenrekorders.

«Immer noch der alte Friedli. Haben sie dich noch nicht durch einen sprechenden Computer ersetzt?» fragte Jürg und schloß die Türe hinter sich. «Erzählst du hier immer noch denselben Quatsch?»

«Sieh da, der Röthlisberger», meinte der Alte gleichmütig und griff nach einem Pappbecher mit Kaffee, der schon lange kalt sein mußte. Aus dem Lautsprecher dudelte leichte Unterhaltungsmusik.

«Dich hat man ja schon lange nicht mehr gesehen. Und damals auch nicht für lange. Bist wohl geflogen, hä? Hast zuviel rumgемеckert?»

«Nun ja», lächelte Jürg, setzte sich auf die Tischkante, zog ein Päckchen Zigaretten aus der Jeanstasche und entflammte ein Streichholz.

«Die Leute lieben es nicht, wenn man ihnen die Wahrheit sagt. Sie sollen übrigens zum Chef, Friedli. Ich hüte unterdessen den Laden hier.»

Der Alte erhob sich mühsam und starrte mißtrauisch unter seinen dichten Brauen hervor. «Rühr mir nur nichts an, Bürschen, die Musik läuft von selbst. Du brauchst nur die Kassette zu wenden, wenn sie zu Ende ist.»

«Okay», murmelte Jürg, während Herr Friedli hinausschlurfte. Wenig später tönte es aus den Lautsprechern:

«Liebe Leute, die ihr blind in diesem Konsumparadies herumrennt, hört zu. Ich habe euch etwas zu sagen. Wichtiges habe ich euch zu sagen. Es geht um das Überleben von Leib und Seele. Aber ihr wer-

det's nicht hören, wenn ihr so im Krempel herumwühlt.» Jürgs eindringliche Stimme war überall zu hören: in den Verkaufsräumen, im Lift, im Tea-Room, sogar in den Toiletten.

«Laßt dieses blödsinnige Einkaufen für einen Moment, bitte, sonst werdet ihr es nicht verstehen. Aber die Millionen von Armen werden es verstehen, aus deren Armut ihr euren Reichtum mäset. Und die Gefangenen werden es verstehen, die . . .»

Und dann die andere Stimme, die bekannte weiche Werbestimme. Doch jetzt tönte sie nicht mehr einschmeichelnd, jetzt hatte sie einen böartigen Unterton: «Bist du total verrückt geworden, du Idiot? Wart, du kannst was erleben . . .» Es knackte in den Lautsprechern, gleich darauf war wieder Musik zu hören: sanft, beruhigend, einlullend. Wenige der Kundinnen und Kunden hatten überhaupt etwas bemerkt. Die meisten waren mit ihren Einkäufen beschäftigt. Aber viele, Männer, Frauen und Kinder, folgten kurz darauf einem aufgeregten Menschenknäuel, der sich die breiten Treppen hochschob. Ein paar Männer hatten einen jungen Mann an Armen und Beinen gepackt und schlepten den sich sträubenden hinter einem aufgeregten Alten her, der voraushinkte und mit überschnappender Stimme schrie: «Los, ins Wasser mit ihm! Droben in der Campingausstellung hat es ein gefülltes Schwimmbassin. Kommt Leute, tauft ihn! Kühlt ihn ab, diesen Spinner.»

Daß sie ihn lange unter Wasser hielten, so lange, daß der junge Mann dabei fast umgekommen wäre — wen kümmerte das schon? Viele Hände hatten zugegriffen, viele hatten ins Wasser gedrückt. Wo viele beteiligt sind, ist niemand verantwortlich. Wo viele mitmachen, ist niemand schuldig.

KAPITEL 2

Lukas 1

1. Sintemal sich's viele unterwunden haben, Bericht zu geben von den Geschichten, so unter uns ergangen sind,
2. wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind:
3. habe ich's auch für gut angesehen, nachdem ich's alles von Anbeginn mit Fleiß erkundet habe, daß ich's dir, mein guter Theophilus, in Ordnung schriebe,
4. auf daß du gewissen Grund erfahrest der Lehre, in welcher du unterrichtet bist.

Lukas 3

23. Und Jesus war, da er anfang, ungefähr dreißig Jahr alt, und ward gehalten für einen Sohn Josephs, welcher war ein Sohn Eli's.

Es war ein blauseidener Frühlingsabend, als ich ihm zum erstenmal begegnete. Der Nachmittag strahlte all die Wärme aus, die uns der Frühling in den vergangenen Wochen unterschlagen hatte. Aus Ecken und Nischen waren die Leute hinausgeströmt, dem Licht und der Luft ergeben.

Andreas hatte frei, ich machte frei. Die Stapel unerledigter Post auf meinem Pult liefen nicht davon. Auch nicht der zu schreibende Artikel über behinderte Frauen und Sexualität. Andreas holte mich ab, draußen, im Behindertenheim am Rande der Stadt, und wir verbrachten wieder einmal einen vergnüglichen Tag zusammen. Ein kleines Kind hatte mir eine Blume geschenkt, und ich trug sie als Talisman meines Glücksgefühls. In einem kleinen Gartenrestaurant saßen wir dann noch beim Kaffee: satt, voll, zufrieden.

Für mich begann an jenem Abend eine Geschichte, die mich noch lange beschäftigen sollte und die ich darum heute erzählen muß.

«Es ist eigentlich eine maßlose Überheblichkeit, daß wir ‚fresen‘ auf Tiere anwenden, auf uns Menschen trifft es oft viel eher zu», sagte ich gähnend. «Ich bin im Moment jedenfalls wirklich vollgefressen. — Wir beide sind vollgefressen, du auch.» Und mit einem Seiten-

blick auf ihn: «Außerdem bist du mit deiner Kleidung wirklich sehr out, mein lieber Freund, sozusagen ‚durch bei Rot‘ — heute, wo die jungen Leute alle so schick daherkommen.»

Andreas lag weit zurückgelehnt in seinem Stuhl, die Füße auf meinen Rollstuhlrädern aufgestützt. Er trug, wie immer, wenn es heiß ist, ein von seinem verstorbenen Großvater geerbtes langes, weißes Nachthemd und ertete natürlich eine Menge neugieriger Blicke und spitzer Bemerkungen. Er genoß das sichtlich. «Oh, oh, oh!» lachte er mit geziertem Seitenblick auf die anderen Gäste und zog den mit roten Zickzackstichen verzierten Saum über die nackten Knie, «peinlich, peinlich, da könnte mir ja jemand unters Röckchen gucken. Hör, Frieda, wir haben wirklich zu lange und zu ausgiebig gespiesen — oder gefressen, wie du dich auszudrücken beliebst. Ich habe keine Zeit mehr, dich vor der HAB-Versammlung ins Heim zurückzubringen. Du mußt wohl oder übel mitkommen.»

Ich hing faul im Rollstuhl, den Kopf auf der Kopfstütze, und verzog das Gesicht. «Ach, Andreas, ich habe überhaupt keine Lust, bei dem schönen Wetter da reinzuhocken. Kannst du nicht schwänzen? So unentbehrlich bist du ja wohl nicht, oder?» Er drehte mit seinem nackten Fuß an den Rollstuhlrädern, daß sie knirschten im feinen Kies. «Meinst du?» fragte er gedehnt, schon halb überredet. Doch dann erinnerte ich mich daran, wie oft ich mich selbst geärgert hatte, wenn bei schönem Wetter fast niemand an unsere Treffs der Behinderten-Selbsthilfegruppe gekommen war, und ich sagte reumütig: «Also gut, ich seh es ein. Die Pflicht ruft. Was gibt es denn heute zu besprechen?»

Andreas stand seufzend auf: «Schwierig! Auswertung der Großveranstaltung vom letzten Samstag. Wegen Aids, du weißt doch.»

«Ach so. Nun, interessieren würde es mich ja, zu hören, wie ihr so ein Thema anpackt. Vielleicht kann ich dabei sogar etwas für unsere Arbeit lernen. Es wäre ohnehin an der Zeit, daß die Behindertenbewegung wieder mal was unternehmen würde. Dieser schlafende Haufen.»

Ich fühlte mich vergnügt und zufrieden, als wir durch den lauen Abend die holprigen Straßen zur Altstadt hinunterrasten, jung und vergnügt und zufrieden. Überall spazierten Menschen, frühlingsfröh-

lich, froh, dem Winter entronnen zu sein. Nur die kleine Narzisse, das Kindergeschenk, hatte unterdessen ihren Geist aufgegeben.

Die Versammlung war schon voll im Gange, als wir endlich dort eintrafen. Andreas schob mich in die Runde und rückte seinen Stuhl näher. Ich lehnte mich an ihn und sah mich neugierig um. Einige der Männer kannte ich flüchtig von gemeinsamen Aktionen her. Schwule und Behinderte haben früher gelegentlich zusammengearbeitet. In die Ecke gedrängt saßen fünf lesbische Frauen. Und mitten unter den Männern eine Frau mittleren Alters, die nervös ein Taschentuch zwischen den Fingern drehte. Dann bemerkte ich Franz, Kurts Freund. Er nickte mir distanziert zu.

«Du hast dich wohl mit Kurtchen getroffen, und Franz ist ja soo eifersüchtig, der Arme», flüsterte mir Andreas klatschsüchtig zu.

Die Diskussion floß zäh dahin. Die Frau in den Vierzigern — von der Vereinigung „Mütter homosexueller Söhne“; wie sich herausstellte — erzählte langfädig von einem Informationsstand, den sie während der Veranstaltung gehütet habe. Aber niemand wußte so recht, warum sie es erzählte. Da sie es anscheinend auch selber nicht wußte, wurde sie immer weitschweifiger, bis ihr Lorenz das Wort abschnitt, indem er ihre Rede verdankte.

Anschuldigungen, Gegenansuldigungen, Verteidigung und: «Seht es doch auch mal positiv.» — Die ganze Mühseligkeit solcher Auswertungsgespräche stand im Raum.

«Das nächstmal wird alles gut-gudi-gut», witzelte Lorenz. «Können wir nun das Thema abschließen?» Die Männer griffen erleichtert zu ihren Zigaretten und standen auf, aber eine der Lesben schrie plötzlich erregt los, daß das ganze Unternehmen ohnehin wieder mal die Frauenfeindlichkeit, auch der schwulen Männer, gezeigt habe und daß Frauen einfach immer den kürzeren ziehen würden . . . «Ja, um als Zierde auf dem Podium zu sitzen, dafür waren wir gut, aber bei den ganzen Vorbereitungen habt ihr uns nicht beigezogen», bekräftigte das hübsche, langhaarige Mädchen neben ihr. Ich nickte: Erinnerungsfetzen an Diskussionen in Frauengruppen. Nur fühlte ich mich heute merkwürdig unbeteiligt, zuschauend.

Meine Frauensolidarität schlief.

Dann brach es los, unvermittelt, heftig. Alle redeten durcheinan-

der. Persönliche Anschuldigungen, Kritiken, alle Für und Wider . . . Die Frauenfeindlichkeit der Männer und die der Schwulen im besonderen . . . Die Frau, die zuerst gesprochen hatte, heulte. Verlegen steckte ihr die „Mutter eines schwulen Sohnes“ ein Taschentuch zu.

«Jetzt wird's interessant», flüsterte ich, aber Andreas schob mich ohne zu fragen hinaus in den Hof. «Ich muß jetzt frische Luft und eine Zigarette haben», stöhnte er und kramte suchend in seiner rosa-farbenen Schulertasche. Offenbar hatten auch andere diesen Gedanken gehabt. Auf den Stufen vor dem Lokal saßen rauchend ein paar Männer und starrten in den dunklen Himmel. Obwohl es ein ausgesprochen schöner Tag gewesen war, sah man hier, mitten in der Stadt, kaum Sterne. Andreas hockte sich zu meinen Füßen auf den Boden, zündete sich eine Zigarette an und rauchte in hastigen Zügen. Erst dann gab er mir auch eine.

«Ein lustiges Völklein seid ihr», witzelte ich. Die Frühlingsunruhe, die mich manchmal überfällt, brach in Spötteleien und Boshaf-tigkeiten aus. Andreas reagierte verletzt. Heftig stieß er mit dem Fuß an den Rollstuhl, so daß ich ein ganzes Stück wegrollte.

«Meinst du, bei deinen Behinderten sei es besser? Oder gar bei den Frauen?»

An der Wand lehnte ein Mann und lächelte uns zu. Verlegen grinste ich zurück.

«Hast du uns etwa zugehört?»

Er nickte.

Andreas zog mich mit dem Fuß wieder näher und bot dem Mann eine Zigarette an. «Sie hat immer eine spitze Zunge, daran muß man sich gewöhnen», sagte er, als ob ich nicht vorhanden wäre. «Sie meint es nicht böse. Am besten, du beachtest sie nicht. Sag mal, bist du neu hier? Ich habe dich noch nie gesehen.»

Der Mann nickte und beugte sich nieder, um seine Zigarette an der von Andreas anzuzünden. Im schwachen Licht der Glut erkannte ich ein schmales, nicht mehr allzu junges Gesicht, umrahmt von braunem, leicht strähnigem Haar.

«Ich heiße Jürg. Ich war vorher in einer Gruppe in Zürich.» Und nach einer kleinen Pause: «Ich kam hierher, weil ich meine Arbeit dort nicht weiterführen konnte.»

«Was für eine Arbeit?» mischte ich mich ins Gespräch. Jürg strich sich verlegen das Haar aus der Stirne.

«Ich predige», sagte er kurz. «Ich rede von so etwas Unpopulärem wie der Freiheit und der Liebe . . .»

Andreas lachte ungläubig: «Was, mit einer Botschaft läufst du rum, du Ärmster. Eine arge Belastung, wie?»

Ich erwartete, der Mann würde uns nun mit einem Schwall frommer Parolen überschütten. Allzugut kenne ich diese Sorte Leute. Doch Jürg sagte nichts. Gierig zog er an seiner Zigarette. Er sah plötzlich sehr streng aus und irgendwie tieftraurig: «Ja, es ist eine Belastung.»

Andreas machte ein betroffenes Gesicht, und ich wollte irgendeine Bemerkung machen, irgend etwas leicht Hingeworfenes, womit ich seine Worte hätte abschütteln können zu all den vielen unnützen, in den Wind gesprochenen . . . Ich wollte sie abtun, schnell und gewohnt. Ich wollte sie abtun als die Worte eines Spinners. Doch etwas an seiner Art zwang mich zu schweigen.

Wir beschlossen, nicht mehr in die Versammlung zurückzukehren und statt dessen gemeinsam ein Bier zu trinken. Im nahen Restaurant fanden wir einen freien Tisch, und ich fragte vorsichtig: «Du meinst also, du seist so etwas wie ein zweiter Heiland?»

Jürg nickte. «Nicht der zweite, einer von vielen. Es hat immer Rufer in der Wüste gegeben, überall, in allen Ländern. Es wurden nur nicht alle so populär wie jener von Nazareth. Aber ihr seht ja, was aus seiner Botschaft geworden ist . . . wenn ich nur an die Kirche denke, die Pfaffen und ihre frommen Schäfchen. Oder an den Papst, der sich Gottes Vertreter nennt . . .»

Jürg geriet langsam in Feuer. Seine Stirne rötete sich. Wie ein Südländer unterstrich er seine Worte mit Handbewegungen. Er besaß schöne, ausdrucksvolle Hände mit langen Fingern. Irgendwie sah er hungrig aus, aber ich hätte nicht zu sagen vermocht, wodurch. Seine Ausdrucksweise war grob, aber er wirkte nicht ordinär, eher ein bißchen zu zart, zu fein, zu sensibel für die Worte, die nach Rebellion und Revolution klangen.

Wir waren uns einig. Jürg sah die Welt ungefähr so, wie Andreas und ich sie auch sahen, und er sprach über Probleme, über die wir auch in unseren Kreisen oft stundenlang diskutiert hatten.

«Trotzdem», platzte ich auf dem Heimweg heftig mitten in Andreas' Geplauder hinein, «den Kerl will ich nicht mehr sehen. Nein, der ist mir unheimlich.»

KAPITEL 3

Lukas 6

17. Und er ging hernieder mit ihnen und trat auf einen Platz im Felde und der Haufe seiner Jünger und eine große Menge des Volks von allem jüdischen Lande und Jerusalem und Tyrus und Sidon, am Meer gelegen,

18. die da gekommen waren, ihn zu hören und daß sie geheilt würden von ihren Seuchen; und die von unsaubern Geistern umgetrieben wurden, die wurden gesund.

19. Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm, und er heilte sie alle.

Aber ich hörte wieder von ihm — über andere vorerst. Jürg hatte angefangen, auf den Straßen und Plätzen Berns Reden zu halten. Andreas erzählte begeistert, daß Jürg öfters in Warenhäusern und Straßencafés auftauche und die Leute beschimpfe.

«Findest du das etwa lustig?» fragte ich beißend. Andreas wechselte schnell das Thema.

Einige Tage später erlebte ich es selber. Jürg ging, gefolgt von einem Schwarm von Kindern und Erwachsenen, den Tischen am Bärenplatz entlang. Die Menschen saßen genüsslich an der Sonne, vor ihnen auf den runden roten Tischen Gläser mit Eis, Cola oder Bier, Teller mit Pommes frites. Es war ein reges Sehen und Gesehenwerden. Frauen hatten sich bis zur Unkenntlichkeit schön gemacht, und Männer zeigten lässige Haltung und spiegelnde Sonnenbrillen. Jedermann war bestrebt, so früh im Jahr schon möglichst viel möglichst braune Haut zu zeigen.

Ich saß mit einigen Mitgliedern der Selbsthilfegruppe an einem der Tischchen. Wir hatten am Abend eine Sitzung und wollten vorher noch etwas trinken. Faul und wortkarg nippten wir an unsern Gläsern. Alle wirkten mürrisch. Nur Jolanda redete laut und ohne eine

Antwort zu erwarten auf mich ein, Heimklatsch: Irma hat mit dem Peter. Und das Fräulein Pieren ist . . .

Und dann — schmerzhaft in meine Ich-will-nichts-wissen-Stimmung einbrechend: «He, Frieda! Siehst du den Mann dort? Das ist eine ganz komische Type, du. So etwas wie ein Heilsarmeeonkel, nur fehlt ihm die Gitarre. Jedenfalls wieder mal so einer, der die Leute bekehren will. Letzte Woche sah ich ihn auf einem Brunnen stehen und predigen. Die Straße war voller Leute, die Trams kamen nicht mehr durch, und die Autos hupten wie verrückt.» Sie kicherte blöde.

«Und dann, was denn?» fragte der dünne, krumme, cerebralgelähmte Roland interessiert. Während Annemarie versuchte, ihm mit einem Röhrchen Cola einzuflößen, schlug er spastisch aus.

«Oh, dann kam natürlich die Polizei und führte den kleinen Schwätzer ab. Bei den Straßenmusikanten sind sie doch auch immer gleich zur Stelle. Braucht es nicht so etwas wie eine Redeerlaubnis, wenn man in der Öffentlichkeit auftritt?»

Es war mir unangenehm, daß sie so laut redete. Die Leute drehen sich ohnehin nach jedem Rollstuhl um, muß sie da auch noch mit Reden auffallen? Außerdem — Jürg konnte es hören. Natürlich hatte ich ihn auch längst bemerkt, aber ich wollte nicht, daß er mich sah. Er befand sich nur wenige Meter entfernt und unterhielt sich mit einer Frau, wahrscheinlich einer Türkin, die ihn angesprochen hatte. Sie trug ein schwarzes Kopftuch und ein dickes, wollenes Kleid. Zwei Kinder hingen an ihrem Rock, und ein drittes, das sie auf dem Arm hielt, blickte mit verquollenen Augen um sich. Etwas weiter hinten stand verlegen ihr Mann. Jürg strich einem der Kinder über den zerzausten Schopf und ging weiter. Erleichtert atmete ich auf. Aber plötzlich bemerkte ich unter den Leuten, die um Jürg herum waren, Gerda.

«He, Gerda!» rief ich erfreut und vergaß, daß ich dadurch auch Jürgs Aufmerksamkeit auf mich lenkte. «He, Gerda, was machst denn du da? Kommst du nicht an unsere Sitzung?»

Gerda drehte sich um und gleichzeitig auch Jürg. Sie blickten suchend zwischen den vielen sommerlich gekleideten, promenierenden, schwatzenden Menschen hindurch. Ich winkte, und die beiden kamen auf uns zu.

«Wußte ich doch, daß ich dir noch einmal begegne», sagte Jürg, und Jolanda flüsterte, wieder so laut, daß es die ganze Umgebung hören konnte: «Was, Frieda, du kennst den?»

«Dich kenn ich aber auch», meinte Jürg gutgelaunt, langte sich einen freien Stuhl vom Nebentisch und setzte sich neben sie. «Du warst doch letzte Woche dabei, als ich vom Chindlifrässerbrunnen hinunter sprach.»

«Allerdings», versetzte Jolanda patzig, «lange hast du zwar nicht gepredigt. Durftest wohl bei der Polizei logieren, hä? Wasser und Brot? Erzähl mal, wie das so ist! Wie war's? Ich wollte schon lange mal eine Nacht in einer Zelle erleben. Aber Behinderte lochen sie natürlich nicht ein, die wüßten ja nicht was anfangen mit uns. Wenn ich dann mal pissen müßte . . .»

Sie mußte dermaßen lachen über ihren eigenen Witz, daß sie beinahe aus dem Rollstuhl kippte. Jürg fing sie auf und rückte sie liebevoll wieder zurecht. Er lachte ebenfalls. Es war ein ganz besonderes, bezwingendes Lachen. Hell klang es durch das Stimmengewirr. Ein paar Leute guckten erstaunt.

«Mit mir konnten sie auch nicht viel anfangen, es geht mir da wie dir. Mich betrachteten sie einfach als harmlosen Spinner und schickten mich mit ein paar väterlichen Ermahnungen wieder weg.»

Die ganze Tischrunde war plötzlich heiter gestimmt. Roland strahlte. Aber ich wollte mich nicht so schnell von Jürgs Charme einnehmen lassen. Ohne besonderen Grund forderte er meinen Widerspruch heraus.

Demonstrativ wandte ich mich an Gerda und fragte: «Was ist jetzt, kommst du heute abend nicht? Wir haben doch Sitzung.» Sie machte ein verlegenes Gesicht. Während sie ungeduldig dem Kellner winkte, redete sie hastig auf mich ein: «Wir haben ein Meeting um neun Uhr. Jürg spricht auf der Münsterplattform. Es ist so toll, wie er redet, Frieda. Das mußt du unbedingt mal erleben. Wirklich. Komm doch auch. Kommt doch alle.»

Ich machte ein abweisendes Gesicht, und sie schwieg betreten.

KAPITEL 4

Lukas 4

14. Und Jesus kam wieder in des Geistes Kraft nach Galiläa; und das Gerücht erscholl von ihm durch alle umliegenden Orte.

15. Und er lehrte in ihren Schulen.

Jürg trat unter die offene Tür und blickte hinaus. Seine Freunde spielten draußen Fußball, einige Kinder taten begeistert mit. Ihre Rufe und Schreie erfüllten den häßlichen Platz wie gutes Getränk eine alte Plastikflasche. Über dem Spielgeschrei lag dröhnender Lärm: Lastwagen fuhren vorbei. Ihre lauten Motoren wurden übertönt von den noch lautereren Motoren verschiedener Bagger, die sich auf dem Bauplatz herumschoben. Der Anblick erinnerte an ungeheure urweltliche Käfer, die mit gewaltigen Greifzangen den Boden aufwühlen. Über das Eckhaus ragte ein hoher roter Kran, und hinter dem Kran hob sich ein grauer Kasten noch höher in den farblosen Himmel.

Nächstes Jahr werden die Kinder auch hier nicht mehr spielen können, dachte Jürg bitter. Diese Krebsgeschwüre in ihrer phantasietötenden (Un-)Gestaltung wucherten mit unheimlicher Geschwindigkeit. Wie immer, wenn er sich das vergegenwärtigte, spürte er einen kalten Kloß im Magen, fühlte hilflose Ohnmacht. Aber man durfte doch nicht einfach zusehen, man durfte nicht zulassen, daß den Kindern jeder Lebensraum zubetoniert wurde, Meter um Meter, Stunde um Stunde . . .

Jürg setzte sich auf die Türschwelle, lehnte den Kopf an den Rahmen und blies geistesabwesend die Sporen eines Löwenzahns, den

er neben der Treppe ausgerupft hatte, in den Wind. Wenn er zu lange an all dies dachte, wurde ihm übel.

Doch wenn er vor einem Saal voller Leute sprach, die mit offenen Gesichtern zu ihm aufblickten, die ihm zujubelten, dann war er voller Hoffnung, dann sah er Wege und Möglichkeiten, all diese Mißstände anzugehen. Dann beflügelten ihn seine Sätze, seine eigene Rhetorik. Schwungvolle Wendungen und prägnante Formulierungen kamen von selbst, als wären sie in ihm gespeichert und abrufbar, sobald er vor Publikum stand. Jürg liebte es, so zu reden. Er konnte sich an seinen eigenen Worten entflammen, und er entflamte damit auch seine Zuhörer.

«Du bist wahrhaftig der geborene Volksredner», hatte Jakob gestern gesagt. «Die Leute sind schon hin, wenn du nur den Mund aufmachst. Ich glaube, du könntest von Kohlraben und Rübchen erzählen, die Leute wären begeistert und überzeugt, daß du das Heil bringst.»

Jürg hatte mißmutig reagiert. Was für ein Blödian, dieser Jakob, und ein Naivling dazu. Wieder hatte er das Gefühl, seine Freunde würden ihn nicht richtig erkennen. Oft vermutete er Kritik in ihren Worten, Vorwürfe, Anschuldigungen. Zwar hatte er nichts gegen Kritik einzuwenden, im Gegenteil: Öffentliche Kritik belebte ihn, war Würze, war nicht dasselbe wie der Widerspruch seiner Freunde. Er liebte es, vor Zuhörern schlagfertig zu parieren. Die Leute kamen zu seinen Reden, wie man zu einer guten Show kommt. Jürg wußte es. Doch er war überzeugt von dem, was er vertrat, darum störte es ihn nicht weiter.

«Talente sind dazu da, daß man sie benützt», pflegte er zu sagen. Und er war entschlossen, sein Redetalent zu benützen.

In der Gruppe war das eben etwas anderes.

«Was ist, paßt es dir etwa nicht?» hatte er Jakob angefahren, der sich sogleich eingeschüchtert verteidigte: «Doch doch, ich finde es ja wunderbar, wie du redest, Jürg. Ehrlich, ganz toll!»

«Du sollst nicht toll finden, WIE ich rede, sondern WAS ich rede. Schließlich geht es um Inhalte, nicht um Form. Es ist nicht dasselbe, ob ich von Kohlraben und Rüben rede oder von der Freiheit und Würde der Menschen.»

KAPITEL 5

Lukas 10

38. Es begab sich aber, da sie wandelten, ging er in einen Markt. Da war ein Weib mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus.

39. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu.

40. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragest du nicht darnach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife?

41. Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe;

42. eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählet; das soll nicht von ihr genommen werden.

Nach einer Versammlung im Emmental hatte ihn eine Frau mittleren Alters angesprochen: «Mein Name ist Martha Klein. Haben Sie schon eine Unterkunft für die Nacht, Herr Röthlisberger? Es würde mich freuen, Sie bei uns zu Gast zu haben.»

Ihr Gesicht war einfach und gut. Als sie zusammen durch die stille, dunkle Dorfstraße gingen, redete sie ohne Unterlaß, lobte Jürgs Vortrag, tönte ihr Fremdsein an in diesem Ort, in dem sie doch aufgewachsen war, und erzählte schließlich voller Stolz von ihrer Schwester, mit der sie zusammenlebte. «Sei ist eine bekannte Journalistin und viel unterwegs, auch in fremden Ländern. Seit Jahren schreibt sie für ‚Das Neue Magazin‘. Haben Sie noch nie etwas von ihr gelesen?»

Die beiden Schwestern wohnten in einem alten Haus etwas abseits vom Dorf. Jürg schlief lange, nachdem er fast die ganze Nacht meditiert hatte. Nach einer Rede gelang es ihm gewöhnlich nur mit großer Mühe, abzuschalten.

Schräge Sonnenstrahlen zogen helle Bänder durch die gemütliche Küche, als er sie am späten Vormittag betrat. Martha Klein drückte ihm freundlich eine Tasse frischen Kaffee in die Hand und schickte

ihn hinaus zu ihrer Schwester. «Sie ist schon sehr gespannt auf Sie, Herr Röthlisberger. Ich mache mich unterdessen ans Kochen.»

Hinter dem Haus gab es ein kleines, lauschiges Gärtchen, von Mauern und blühenden Hecken umgeben. Rund um den Rasen wuchs in sauberen Beeten eine Vielzahl von Blumen, wie Jürg sie seit seiner Kindheit im Pfarrhaus nicht mehr gesehen hatte: weißer und lilafarbener Flieder, blaue Vergißmeinnicht und ganze Büschel frühblühender Steinnelken. Aus der offenen Tür drang der Duft von gebratenem Fleisch, und man hörte Martha mit Töpfen und Pfannen hantieren.

Jürg lehnte sich in der Hollywoodschaukel, dem einzigen Stilbruch im ganzen Bild, zurück. Dankbar nahm er die Umgebung in sich auf. Wilde Reben hatten beinahe die ganze Hauswand überwuchert, bildeten ein dichtes Blattpolster und erinnerten an alte Märchenbilder. Endlich Ruhe; endlich mal ohne Leute, die von allen Seiten auf ihn eindrangen und etwas von ihm wollten.

Maria war kein Stilbruch. In ihrem langen, violett bestickten Hauskleid paßte sie zu ihrer Umgebung und auch, wie sie sich zu Jürgs Füßen lagerte. Nur ihre Augen, die kritisch durch runde Brillengläser blitzten, paßten nicht zu der romantischen Idylle, ebensowenig die elfenbeinerne Zigarettenspitze, die sie lässig in rot manikürten Fingern hielt. Maria hatte auch gar nicht die Absicht, ihren Gast in der idyllischen Ruhe zu lassen.

«So, so, du bist also der berühmte Jürg von Spreitenbach», begann sie sanft und spöttisch lächelnd. Jürg merkte, daß ihm hier eine harte Auseinandersetzung bevorstand, und sammelte innerlich seine Argumente. Scheinbar unbeteiligt wiegte er sich in der Schaukel hin und her und fragte beiläufig: «Nun ja, hast du etwas dagegen?»

Als Martha nach einer Stunde herauskam, um den Tisch unter dem blühenden Apfelbaum zu decken, waren die beiden mitten in einer heftigen Diskussion. Martha, mit rotem, erhitztem Gesicht, ordnete Teller und Besteck mit lautem Geklirr und schoß hie und da mißbilligende Blicke auf ihre am Boden kauernde Schwester. Maria gab die Blicke kühl zurück, aber Jürg stand auf, um zu helfen. Als er in der Küche von Martha eine Flasche Wein in Empfang nahm und ein Ta-

blett mit drei fertig zubereiteten Dessert-Tellern, sah sie ihn vorwurfsvoll an und sagte laut, so laut, daß es auch Maria im Garten draußen hören mußte: «Finden Sie nicht, Herr Röthlisberger, daß meine Schwester mir hätte helfen können? Dauernd spielt sie die feine Dame und läßt mich die Arbeit allein verrichten. Sie hätten ihr sagen müssen, daß sie mir ein bißchen beisteht.»

Jürg blickte ihr ruhig ins runde, schon leicht ältlich und jetzt verbittert wirkende Gesicht. «Sie geben sich zuviel Mühe, Frau Klein. Das ist nicht nötig. Maria macht sich das Leben einfacher. Warum soll sie das ändern?»

KAPITEL 6

Lukas 1

5. Zu der Zeit des Herodes, des Königs von Judäa, lebte ein Priester von der Ordnung Abija, mit Namen Zacharias, und seine Frau war aus dem Geschlecht Aaron und hieß Elisabeth.

6. Sie waren aber alle beide fromm vor Gott und lebten in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig.

7. Und sie hatten kein Kind; denn Elisabeth war unfruchtbar, und beide waren hochbetagt.

8. Und es begab sich, als Zacharias den Priesterdienst vor Gott versah, da seine Ordnung an der Reihe war,

9. daß ihn nach dem Brauch der Priesterschaft das Los traf, das Räucheropfer darzubringen; und er ging in den Tempel des Herrn.

13. Aber der Engel sprach zu ihm: Fürchte dich nicht, Zacharias, denn dein Gebet ist erhört, und deine Frau Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Namen Johannes geben.

14. Und du wirst Freude und Wonne haben, und viele werden sich über seine Geburt freuen.

15. Denn er wird groß sein vor dem Herrn: Wein und starkes Getränk wird er nicht trinken und wird schon von Mutterleib an erfüllt werden mit dem heiligen Geist.

16. Und er wird vom Volk Israel viele zu dem Herrn, ihrem Gott, bekehren.

Lukas 2

1. Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde.

2. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zur Zeit, da Quirinius Statthalter in Syrien war.

3. Und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeder in seine Stadt.

4. Da machte sich auf auch Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war,

5. damit er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger.

6. Und als sie dort waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte.

7. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.

41. Und seine Eltern gingen alle Jahre nach Jerusalem zum Passafest.

42. Und als er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf nach dem Brauch des Festes.

43. Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe in Jerusalem, und seine Eltern wußten's nicht.

44. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagesreise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten.

45. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn.

46. Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte.

47. Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten.

48. Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.

49. Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?

50. Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte.

51. Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen.

52. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Die ersten zwei Jahre war Mary mit dem Säugling in dem Mütterheim geblieben, in das die Fürsorgerin damals Mutter und Kind, gleich nach der unter so spektakulären Umständen erfolgten Geburt, gebracht hatte. Sie hatte kaum Kontakt gehabt zu den anderen Frauen. Verschllossen und gefügig war sie ihrer Arbeit in der Großwäscherei nachgegangen. Nur mit ihrem kleinen Jungen hatte sie stundenlange, zärtliche Gespräche geführt.

Dann kam Jürg in das stille, vornehme, aus dem gelben Sandstein der Umgebung erbaute Pfarrhaus an der Emme. Jürgs älteste Erinnerungen waren an ein dunkles Gefühl von Geborgenheit gebunden. Wenn er die Augen schloß, sah er sie wieder vor sich: den alten Zacharias, wortkarg und respekteinflößend, und die betagte, gütige, ein wenig einfältige Elisabeth. Die beiden hatten das Kind Jürg zu sich genommen, als Mary das Mütterheim verlassen mußte und nicht wußte, wohin mit dem Kleinen. Elisabeth spürte ein tiefes Mitgefühl für ihre junge Cousine, die kurz nach ihr schwanger geworden war. Kurz nach

ihr, der alten Frau, die die Hoffnung auf ein Kind schon längst aufgegeben hatte.

Zwei Frauen, die zur gleichen Zeit ein Kind erwarteten. Zwei Frauen, die sich mochten. Und doch hätten sie nicht unterschiedlicher sein können. Nicht nur, daß Elisabeth Marys Mutter hätte sein können, sie kam auch aus einer alteingesessenen Bürgerfamilie, während Mary aus einem beengten Einkindhaushalt stammte.

Elisabeth durfte sich freuen auf das Kind. Sie konnte ihm seinen Raum vorbereiten, ein sonniges Zimmerchen neben ihrer Schlafkammer mit der ererbten, kostbar geschnitzten Wiege, in der schon Zacharias als Säugling gelegen hatte. Stöße farbiger Kinderkleider warteten in den Regalen, und das alte Schaukelpferd wurde vom Estrich heruntergeholt. Sie konnte das Kleine in beschwingter Stimmung erwarten und in allen Ehren, wenn es auch Leute gab, die über die schwangere Alte lachten, und Ärzte, die vor Mongolismus warnten.

Mary mußte ihren dicken Bauch so lange wie möglich verstecken, konnte mit niemandem über ihre Ängste reden und brachte das Kind schließlich unter unmöglichen Umständen zur Welt. So unmöglich, daß die Zeitungen wieder einmal ein Skandalchen zu bieten hatten: Junges Mädchen mußte Kind in Garage gebären. Sie fand keinen Platz im Spital . . .

Elisabeth hatte die Zeitungsartikel alle aufbewahrt, in der alten, mit Ornamenten verzierten Lederschattulle eingeschlossen. Sie wollte verhindern, daß Jürg all das Gewäsch zu lesen bekam, das damals über seine Eltern geschrieben worden war. Sie war sehr erschrocken, als sie von all dem erfuhr. Versunken in ihr heimisches Glück, ihren kleinen Säugling mit den großen schwarzen Augen und ihr eigenes Muttersein, hatte sie alles rund um sich herum vergessen. Sie vernachlässigte die Gemeinde, ihre Aufgabe im Frauenverein. Sogar den eigenen Mann hatte sie nur noch wie durch einen Schleier wahrgenommen. Die selige Zweisamkeit im Kinderzimmer genügte ihr.

Und dann plötzlich dieser Einbruch der Welt in ihre Idylle. Sie war einsichtig genug, sich harte Vorwürfe zu machen, Vorwürfe, daß sie sich nicht um das junge Mädchen gekümmert hatte. In ihrem Wunsch,

zu sühnen, Gutes zu tun, war sie gleich zu Mary ins Mütterheim gereist und hatte sich anboten, den Kleinen zu sich zu nehmen. Aber Mary verhielt sich abweisend. Sie wollte mit niemandem reden, lebte nur für ihren Sohn und war außerdem von heftigstem Mißtrauen gegen die ganze Welt erfüllt.

Berechtigtes Mißtrauen, mußte sich Elisabeth sagen, als ihr die mißliche Lage bewußt wurde, in der Mary und Sepp, der Vater des Kindes, steckten. Obwohl sie für Sepp nicht viel übrig hatte, bemühte sie sich mit allen Kräften, ihn aus dem Erziehungsheim herauszuholen. Doch erst als sie ihren Mann dazu bewegen konnte, ein gutes Wort für den Zögling einzulegen, wurde Sepp freigelassen. Mary und Sepp zogen dann zusammen. Sie heirateten nie. Sepp fand es nicht nötig. Dieses Nicht-heiraten-Wollen war das einzige Rebellische, das ihm geblieben war. Er arbeitete wortkarg und finster in der großen Möbelfabrik am Ort, täglich seine achteinhalb Stunden. Am ersten Mai und an allgemeinen Feiertagen hatte er frei, Ferien drei Wochen, später vier Wochen im Jahr. Es war eine soziale Firma. Sepp fand es darum auch nicht nötig, an der 1.-Mai-Demo mitzumarschieren, und er hatte nur ein müdes Grunzen übrig, als ihm Jürg später deswegen Vorhaltungen machte. Viel lieber verzog er sich in seine kleine Schreinerbude im Nachbarschuppen, bis auch diese abgerissen wurde und einem Neubau Platz machen mußte. Sepps Schreinerwerkzeug lag seither sauber geputzt und verpackt unten im Keller, und Sepps einzige Feiertags-, Feierabends- und Sonntagsbeschäftigung war Fernsehen.

Mary sah schnell ein, daß sie das Kind nicht behalten konnte, daß es wie ein Klotz an ihrem Bein hing. Sie fühlte sich erleichtert, als sie es bei der alten Elisabeth abgeben konnte. Diese wandte sich aus ihrem schlechten Gewissen heraus überschwenglich dem kleinen Buben zu, der soviel fröhlicher, sonniger und zufriedener war als ihr eigener, verschlossener Junge.

Jürg wuchs mit Johann zusammen auf. Immer hatte der stille, dunkle Schatten des wenig Älteren über ihm gestanden, hatte ihn verteidigt und beschützt und mit strenger Miene erzogen; ohne Worte, Johann redete selten. Er glich darin ganz seinem schweigsamen Vater. Elisa-

beth fühlte sich darum auch viel mehr hingezogen zu Jürg mit seinem unbefangenen Geplauder.

Es war ein schwerer Schock für alle gewesen, als an Jürgs zehntem Geburtstag Sepp gekommen war, um ihn zurückzuholen. Schwer und breit stand Sepp in der hellen Pfarrstube, in der die vier Menschen um den Geburtstagskuchen versammelt saßen. «Du bist mein Sohn», sagte er. «Meine Stube ist gut genug für dich.» Er nahm Jürg an der Hand und zog den Widerstrebenden mit sich fort, zwei fassungslose, alte Leute und einen dunklen Jungen mit seltsam fremden Augen zurücklassend.

Jürg hatte es nie gefallen in der engen kleinen Blockwohnung seiner Eltern. Seine Geschwister waren ihm gleichgültig, und Mary und Sepp konnte er nicht akzeptieren. Seine Eltern waren Elisabeth und Zacharias, sein Bruder war Johann. Johann, den er immer ein bißchen gefürchtet hatte und nach dem er sich nun sehnte, schmerzlicher noch als nach der Wärme und Geborgenheit des alten Pfarrhauses am Fluß.

Als Jürg eben das Gymnasium begonnen hatte, fuhr die ganze Familie nach Zürich ans Sechseläuten. Dies benützte der Junge, um auszureißen. Er übernachtete im alten Tramdepot und streunte tagsüber in der Stadt umher, bis ihn der Hunger in die Kantine der Universität trieb. Als nach drei Tagen seine Mutter anrückte, gefolgt von zwei gelangweilten Polizisten, saß Jürg inmitten der Studenten und einiger amüsierten Dozenten und schwang große Reden. Es gefiel ihm, so viele Zuhörer zu haben. Er genoß es, Mittelpunkt zu sein. Jürg hatte schon als kleines Kind gern geredet. Er liebte es, in der Schule Gedichte vorzutragen, und auf dem Spielplatz konnte er alle mitreißen mit seinen Ideen. Die anderen Kindern akzeptierten ihn auch ohne weiteres als Anführer.

Mary hatte Tränen in den Augen, als sie sich auf ihn stürzte. «Was fällt dir ein, davonzulaufen», jammerte sie. «Dein Vater und ich haben uns große Sorgen um dich gemacht.» Jürg setzte seine verschlossenste Miene auf. Sein helles Knabengesicht wurde mürrisch

und ablehnend. «Ihr seid gar nicht meine Eltern. Wenn schon, dann ist dies hier eher mein Heim als das Zuhause bei euch.»

Mary zog ihn verwirrt mit sich fort. Sie konnte nicht viel anfangen mit dem Jungen. Er war ihr fremd. Manchmal kam er ihr fast unheimlich vor mit seinen sonderbaren Reden. Er hatte die Angewohnheit, sie mit seinem Wissen bloßzustellen, und sie konnte überhaupt nicht darauf reagieren. Das Verhältnis zu ihrem Sohn war mit Bewunderung und Unsicherheit durchsetzt.

Sepps Ablehnung war eindeutig. Er hatte ein ausgesprochenes Mißtrauen gegen höhere Schulen und betonte bei jeder Gelegenheit, Jürg würde gescheiter eine anständige Handwerkerlehre machen, statt diesen Firlefanz mit dem Gymnasium.

KAPITEL 7

Lukas 9

1. Er forderte aber die Zwölf zusammen und gab ihnen Gewalt und Macht über alle Teufel und daß sie Seuchen heilen konnten,

2. und sandte sie aus, zu predigen das Reich Gottes und zu heilen die Kranken.

3. Und sprach zu ihnen: Ihr sollt nichts mit euch nehmen auf den Weg, weder Stab noch Tasche noch Brot noch Geld; es soll auch einer nicht zwei Röcke haben.

4. Und wo ihr in ein Haus geht, da bleibet, bis ihr von dannen zieht.

5. Und welche euch nicht aufnehmen, da gehet aus von derselben Stadt und schüttelt auch den Staub ab von euren Füßen zu einem Zeugnis über sie.

6. Und sie gingen hinaus und durchzogen die Märkte, predigten das Evangelium und machten gesund an allen Enden.

19. Sie antworteten und sprachen: Sie sagen, du seist Johannes der Täufer; etliche aber, du seiest Elia; etliche aber, es sei der alten Propheten einer auferstanden.

20. Er aber sprach zu ihnen: Wer saget ihr aber, daß ich sei? Da antwortete Petrus und sprach: Du bist der Christus Gottes!

Als ich Jürg zum drittenmal sah, war es wieder an einem Samstag, an dem ich mit Andreas verabredet war, etwa einen Monat nach der Begegnung auf dem Bärenplatz. Das schöne Wetter hatte angehalten. Leicht und mild füllte die Luft unsere Lungen, und der Gedanke an Luftverschmutzung schien absurd.

Jürg war *das* Gesprächsthema geworden. Immer wieder erzählte jemand aus meinem Bekanntenkreis von ihm, schwärmend oder schimpfend, bewundernd oder ablehnend . . . Jürg von Spreitenbach löste Emotionen aus; provozierend durch seine Worte und sein Auftreten, schien er in jedermanns Gedanken herumzugeistern.

Andreas und ich hatten einen langen Spaziergang gemacht, durch den Tierpark Dählhölzli und die Aare entlang. Lange waren wir vor dem Wildschweingehege gestanden, in dem die Frischlinge tollten, hübsch, weiß gestreift, wie im Sonntagskleidchen. Der gewohnte Klotz im Magen beim Fuchskäfig, und mit abgewandtem, mitleidigem Blick schnell daran vorbei. Später setzten wir uns in das Fähre-Beizli an die Sonne, bestellten Weißwein und Trockenfleisch,

aßen schweigend, tranken in kleinen Schlucken. Unbehaglich blickte ich auf die Aare hinaus, die mächtig, dunkelgrün vorbeiströmte. Sonnenstrahlen tanzten auf dem Wasser, schienen direkt in mein Hirn hineinzufunken. Sie rührten an eine Erinnerung: Lichtflimmer auf jenem Bergsee, an dem Sarina und ich kampiert hatten. Damals war mir aus genau diesem Sonnenflimmern auf dem Wasser soviel Kraft zugeflossen — Kraft — und eine innere Ruhe. Ich versuchte, mich auf die Gefühle von damals einzustellen. Vergebens. Das Unbehagen blieb. Sarina war fern. Andreas war da. — Und doch nicht da. Ab und zu hörte man, das Plaudern der Gäste und das Rauschen des Flusses über-tönend, Kettengerassel der Fähre und ein schrilles Geräusch, das es gab, wenn die Halteringe über das gespannte Drahtseil schleiften. Andreas schien es nicht zu bemerken.

«In zwei Monaten kann man hier wieder Nachmittage lang den Gummibooten zuwinken, die die Aare hinuntertreiben», sagte ich, um das Schweigen zu brechen. «Von Thun nach Bern, meinerwegen erst ab Münsingen. Das ist ein Wunsch, den ich mir aufgespart habe. Gummibootfahren, die Aare hinunter, das kühle Wasser zum Greifen nahe, Bilderbuchufer, die vorbeigleiten, ein Hauch von Abenteuer . . . Kommst du mal mit, Andreas? Du könntest mich dann retten, wenn das Boot kentern sollte, und kämst in allen Zeitungen: Junger Mann rettet behinderte Frau. ‚Blick‘ sprach zuerst mit dem mutigen Helden . . .» Ich versuchte zu lachen, aber der Scherz war, kaum ausgesprochen, schon mißlungen. Eine Spannung lag zwischen uns, die ich mir nicht erklären konnte, und ich sehnte mich heftig nach dem gewohnten, neckisch-zärtlichen Umgangston.

Andreas blickte, ohne auf mein Geplauder einzugehen, ebenfalls auf den Fluß hinaus. Zwei alte, rundliche Frauen kletterten eben mühsam in die Fähre. Ihr gespieltes Entsetzen und lautes Gelächter klangen fröhlich zu uns herüber. Es schien, als bringe der junge Fährmann das Boot absichtlich zum Schaukeln. Die Gäste im Beizlein, die sich wie wir in der Sonne räkeltten, schmunzelten; die vergnügte Stimmung steckte alle an.

«Weißt du eigentlich, daß Gerda jetzt zur engeren Gruppe um Jürg gehört?» fragte Andreas unvermittelt. Angewidert verzog ich das Gesicht. Andreas schluckte leer. Aber er fuhr weiter: «Auch Gerdas

Schwester, Christine, ist aufgenommen.» — Und nach einer Pause: «Und ich ebenfalls.»

Ich sah verblüfft zu ihm hinüber. Andreas zerkrümelte das letzte Stückchen Brot zu Kügelchen und warf sie den Spatzen zu, die sich zu seinen Füßen zankten. Ein großer Hund schoß unter dem Nachbarisch hervor, kläffte wütend und verschwand wieder mit eingezogenem Schwanz. Immer noch schien heiß die Sonne. «Sag mal, machst du Witze? Seid ihr eigentlich allesamt verrückt geworden? Was seht ihr nur in diesem Jürg, diesem Schwätzer?» sagte ich. Und dann, mit einer Stimme, die mir selber zuwider war: «Sag mal, bist du etwa verliebt in ihn? He — ist es das? Was meint denn dein Martin dazu?»

Andreas' Miene verschloß sich. Er warf mir einen wütenden Blick zu. Endlich, wie wenn er zu einem trotzigem Kind spräche, erklärte er: «Ich bin nicht verliebt in ihn, wenigstens nicht so, wie du denkst. Martin ist mit mir in die Gruppe getreten. Wir zwei wollen uns gemeinsam für eine bessere Welt einsetzen. Gemeinsam und mit Jürg zusammen. Jürg ist übrigens befreundet mit Magdalena, auf welche Weise weiß ich nicht, und einige munkeln, er hätte was mit dem kleinen Hannes, obschon der erst sechzehn ist.

Aber darum geht es ohnehin nicht, Frieda. Es geht um anderes, um mehr, um unendlich viel mehr: Es geht um die Inhalte, die Jürg vermittelt. Es geht um das, worüber er spricht und was er lebt und was wir alle leben sollten. Eigentlich einfach: Wir müssen wieder lernen, einander gern zu haben, einander zu akzeptieren . . . Letztlich geht es darum, zu lieben. Liebe — es tönt banal, ich weiß. Aber was dieser gewaltlose, unscheinbare Jürg von Spreitenbach will, ist in seiner Konsequenz ungeheuer gewaltig und radikal. Die Armee zum Beispiel müssen wir sofort abschaffen; sie verstößt gegen das Prinzip ‚Liebet eure Feinde‘, und das ist ein Grundsatz von ungeheurer Dynamik. Außerdem ist, was auf der Welt an Krieg und Aufrüstung passiert, ohnehin ungeheuerlich. Das ist uns ja schon lange bewußt . . .»

«Eben», warf ich ein. «Zu der Erkenntnis sind wir auch ohne deinen famosen Jürg gekommen. Und das mit der Liebe ist übrigens eine bald zweitausend Jahre alte Botschaft, falls du es vergessen haben solltest.»

Andreas entglitt mir von Sekunde zu Sekunde mehr. Ich war

nicht mehr Frieda, seine alte Freundin, sondern ein Objekt, an das er seine Rede wenden konnte. Sie klang, als redete er zu einer größeren Gruppe. Sein hübsches Gesicht strahlte im Eifer, in den er sich hineingesteigert hatte. «Klar, das weiß ich auch. Vieles in der christlichen Botschaft hat eine großartige Kraft und Weisheit, aber sie ist eben verkümmert. Wir müssen sie zu neuem Leben erwecken, verstehst du? Es muß eine Revolution des Bewußtseins von unten her stattfinden; von unten und in die Breite. Stell dir vor, das würde uns gelingen, stell es dir doch vor, Frieda, wie es wäre, wenn alle einander gern hätten, liebten. Wir würden nie mehr zu unserem Profit mit der Dritten Welt Handel treiben, sondern die Nahrungsmittel würden gerecht auf der ganzen Welt verteilt. Es müßte . . .» Plötzlich verstummte er und blickte verlegen zu mir herüber. «Du denkst doch im allgemeinen auch so, Frieda, bist in der Behindertenarbeit aktiv, in der Frauen- und in der Lesbenbewegung, bist politisch bewußt . . . Warum verhältst du dich jetzt so ablehnend?»

Ich zuckte die Achseln. «Natürlich denke ich auch so, aber . . . Alles tönt so schwärmerisch überspitzt. Ich kann mich nicht so für diesen Typ erwärmen wie du.»

Andreas klopfte mir zärtlich auf die Knie, war wieder da, der alte, Vertraute. «Klar, Frieda, entschuldige meinen Überschwang. Ich hab wohl einen Sonnenstich. Aber du mußt Jürg einfach selber mal anhören. Heute um fünf treffen wir uns wieder. Kommst du mit?»

«Meinetwegen», sagte ich widerwillig.

KAPITEL 8

Lukas

22. Er sprach aber zu seinen Jüngern: Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollt, auch nicht für euren Leib, was ihr antun sollt.

23. Das Leben ist mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung.

24. Nehmet wahr der Raben: die säen nicht, sie ernten auch nicht, sie haben auch keinen Keller noch Scheune; und Gott nähret sie doch. Wie viel aber seid ihr besser denn die Vögel!

25. Welcher ist unter euch, ob er schon darum sorget, der da könnte einer Elle seiner Länge zusetzen?

26. So ihr denn das Geringste nicht vermöget, warum sorget ihr für das andere?

27. Nehmet wahr der Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch aber, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht ist bekleidet gewesen als deren eines.

28. So denn das Gras, das heute auf dem Felde steht und morgen in den Ofen geworfen wird, Gott also kleidet, wie viel mehr wird er euch kleiden, ihr Kleingläubigen!

29. Darum auch ihr, fraget nicht darnach, was ihr essen oder was ihr trinken sollt, und fahret nicht hoch her.

30. Nach solchem allem trachten die Heiden in der Welt; aber euer Vater weiß wohl, daß ihr des bedürfet.

31. Doch trachtet nach dem Reich Gottes, so wird euch das alles zufallen.

32. Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.

51. Meinet ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht.

52. Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider zwei, und zwei wider drei.

53. Es wird sein der Vater wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater; die Mutter wider die Tochter, und die Tochter wider die Mutter; die Schwiegermutter wider die Schwiegertochter, und die Schwiegertochter wider die Schwiegermutter.

Ich sah Jürg sofort.

Etwa hundert Menschen hatten sich auf der großen Wiese versammelt, die sich von der Elfenau sanft zur Aare hin senkt. Mitten durch fließt, zwischen gelben Trollblumen, ein kleiner Bach. Die Leu-

te hatten es sich mit Decken und einigen Campingstühlen bequem eingerichtet.

Auf dem Mäuerchen der Brücke, die den staubigen Weg über den Bach führt, saßen sechs TAMILIEN, wie aufgereimte, zarte Holzstatuen. Nahe bei Jürg lagerte die türkische Familie, die ich damals auf dem Bärenplatz beobachtet hatte. Eine elegante, schöne Frau, ihr schwarzes Haar wie eine Fahne hinter sich her schwingend, trat auf Jürg zu.

«Magdalena», flüsterte Andreas mir zu. «Die ist auch oft mit uns zusammen, aber sie gehört nicht zur engeren Gruppe.»

Ich kannte einige der Anwesenden. Der Anlaß erinnerte mich an das Gurtenfestival. Alternativkultur, ein bißchen handgestrickt, ein bißchen chaotisch, locker und entspannt. Christine schob Roland im Rollstuhl durch die Menge und winkte. Hinter ihr ging mühsam an zwei Stöcken eine Frau, die ich nicht kannte. Gerda stürzte auf mich zu und umarmte mich stürmisch. «Schön, daß du auch kommst.»

Ich hätte mich am liebsten unsichtbar gemacht.

Jürg stand etwas erhöht und redete ohne Mikrophon und Verstärker. Seine eindringliche Stimme übertönte das Rauschen des Flusses. «Warum kümmert ihr euch so sehr um euer armseliges Leben? Die Menschen, denen ich begegne, sorgen sich ständig und rennen den ganzen Tag. Alle versuchen, sich gegen jedes Unglück abzusichern. Sich zu versichern. — Versicherungen statt Sicherheit — stimmt das nicht? — Ihr versichert euch gegen Krankheit und gegen Unfall, gegen Diebstahl, gegen Wasserschaden, Flurschaden, Blechschaden . . . Ihr versichert euch gegen Hagel und Frost. Ihr versichert euch und seid doch je länger desto unsicherer. Ihr könnt aber das Leben nicht versichern, liebe Leute. Dieses Leben ist uns zum Gebrauch gegeben . . .»

Es war kein Vortrag, wie ich es gewohnt bin. Rede und Gegenrede trafen aufeinander. Eine öffentliche Diskussion, aber in einer angelegten, familiären Stimmung. Jürg sagte etwas, erklärte etwas, erzählte etwas: eine Anekdote, eine kleine Geschichte. Die Leute riefen dazwischen, brachten Einwände, Beispiele. Alles in allem nichts, gegen das ich etwas hätte einwenden können. Nichts, was meiner inneren Ablehnung eine Bestätigung gab.

«Verkauft, was ihr habt, und verteilt euren Besitz», rief Jürg. «Eigentum soll allen gehören, den einzelnen belastet es nur. Sorgt euch nicht um alles und jedes, sondern lernt, die Freiheit in euch selber zu finden. Wenn ihr innerlich frei seid, braucht ihr keine Angst mehr zu haben, weder jetzt noch später, weder vor dem Leben noch vor dem Tod. Innere Werte kann euch niemand stehlen, niemand kaputtmachen. Ha, das macht frei, Freunde . . .»

«Aufwühlerisches Gerede», sagte ein Mann zu seiner Frau. Sie marschierten, die Waden in rote, wollene Socken verpackt, mit ihrem Hund nahe an uns vorbei. Die Nase des Mannes war sonnenverbrannt und schälte sich bereits. «Terroristen-Sympathisanten! Arbeitsscheues Gesindel! Asylantenfreunde . . .» Die Frau blickte ängstlich zu Jürg hinüber und zog dann heftig den Hund an der Leine hinter sich her.

Andreas saß auf seiner dicken Windjacke, an meine Rollstuhlräder gelehnt, und blickte grinsend zu mir hoch. «Asylantenfreunde — soll das etwa ein Schimpfwort sein?»

Ich schnitt eine Grimasse: «Emanze ist ja bei manchen Leuten auch eines.»

Er lachte. «Ja, ist es etwa keins?»

Mein anfängliches Unbehagen zerfloß in der nächsten Grimasse.

Die Diskussionen zogen sich, in kleiner werdenden Gruppen, bis weit in die Nacht hinein. Einige hatten sich in ihren Schlafsäcken zusammengerollt und schliefen bereits. Da und dort brannte eine in den Boden gesteckte Fackel oder eine kleine Laterne.

«Ich vertrete nicht einen faulen Frieden, sondern ich weiß, daß ich Unfrieden verursache», rief Jürg. «Es wird viel Streit geben in nächster Zeit. Es werden sich Freunde gegeneinander auflehnen, Kinder gegen die Eltern, der Vater gegen den Sohn und der Sohn gegen den Vater. Töchter müssen sich emanzipieren gegen ihre Mütter . . .» Das weckte die Eingeschlafenen wieder auf.

«Warum denn?» fragte Andreas. «Du predigst doch Liebe und Frieden. Warum soll denn Liebe Unfrieden bringen?»

KAPITEL 9

Lukas 7

37. Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin. Da die vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salbe.

38. Und trat hinten zu seinen Füßen und weinte und fing an, seine Füße zu netzen mit Tränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßte seine Füße und salbte sie mit Salbe.

39. Da aber das der Pharisäer sah, der ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.

Die beiden spazierten der Aare entlang. Wieder hatte ein strahlender Frühlingstag seine blauen Flügel über Bern ausgespannt. Am Wegrand blühte Löwenzahn; gelbe Flecken gegen das Flaschengrün des Flusses. Jürg bückte sich und pflückte vorsichtig eine der Blüten, die an einem langen Stengel weit in das Sträßlein hing, unvorsichtig weit — die nächsten unachtsamen Spaziergänger mußten sie zertreten. Er hielt die gelbe Blume in der Hand und betrachtete sie im Weitergehen.

«Eine freundliche Sonne», murmelte er. «Hundert freundliche Sonnen, tausend freundliche Sonnen.» Er lächelte zu Magdalena zurück, die ein paar Schritte hinter ihm ging. «Ist so eine Blume nicht etwas Wundervolles, Magi?»

Magdalena schüttelte den Kopf, ärgerlich, amüsiert. «Kitschhaufen!»

Über Jürgs Gesicht flog ein flüchtiger Schatten. Doch dann lachte er schallend und warf die Blume in einem weiten Bogen aufs Wasser hinaus, wo sie noch eine Weile schaukelnd schwamm und dann von einem Strudel schnell weggetrieben wurde. «Alte Meckertante», sagte er und schlang ihr vergnügt den Arm um die Hüfte. «Spröde, blöde alte Meckertante. Laß mir doch meine kleinen Schwärmereien.»

Im Rhythmus seiner Worte schlenderten sie nebeneinander weiter, Arm in Arm. Nebenan das Rauschen der Aare, Wortfetzen schneller gehender Spaziergänger, flüchtig im Vorbeigehen. Rufe. Das sich entfernende Bellen eines Hundes . . .

Kitschig? Nein, kitschig eigentlich nicht, überlegte Magdalena. Jürg war echt, sogar wenn er von freundlichen Sonnen redete. Zu ihm paßte dieses etwas naive Staunen über die Natur. — Auch seine Liebe zu den Menschen war echt. — Oder etwa doch nicht? War da nicht auch seine Eitelkeit? Oder Größenwahn? Manchmal war er unmöglich arrogant . . . Ach, sie mochte nicht nachdenken jetzt. Sie wollte den Tag genießen, wenn sie Jürg schon mal für sich allein hatte, ganz allein, nur er und sie. Dauernd schwirrten diese Freunde um ihn herum. «Jürg, was meinst du? Jürg, du solltest . . .» Oder einer seiner vielen Bekannten wollte etwas, suchte Rat, Trost . . . Oft hatte sie das Gefühl, es seien Tausende, jeder und jede kenne ihn. Dieses kurze Alleinsein mit ihm mußte sie auskosten, seinen Arm um ihre Hüfte, sein fröhliches Lachen. Für den Abend war bereits wieder eine Veranstaltung angesagt.

Der Tag war für sie heute wie ein Bilderbuch. Wie früher konnte sie es staunend betrachten. Früher, in der alten Villa, wo sie als kleines Mädchen so viele Stunden lang allein vor einem Buch gesessen hatte, ein einsames verwöhntes Kind. Ein Weiblein mit wirrem Haar kreuzte sie und grinste ihnen verschmitzt ins Gesicht. Unter dem Arm trug es eine große, auf einer Seite vergitterte Kartonschachtel. Ein leuchtendgrüner Vogel saß darin und streckte seinen Schnabel zwischen den Stäben heraus.

Auf der einen Seite des kleinen Dammes, auf dem der Weg führte, strömte ihnen die Aare entgegen. Auf der anderen Seite wechselten ruhige Wasserflächen mit Sumpfbgebiet und Schilf. Vorhin hatten sie beim großen Teich ein Schwanenpaar mit seinen Jungen beobachtet. Die sechs flauschigen Wollknäuel nickten mit runden, grauen Köpfchen und schwammen enge Kreise, verfolgt von einem kleinen, verzitterten Spiegelbild. Vater Schwan glitt beinahe unbeweglich über das Wasser. Er hielt seinem Spiegelbild stand; ein stolzer Doppelschwan zog majestätisch durch die Zweige gespiegelter Bäume und ein Stück blauen Himmels.

«Drei Tage sind die alt», sagte der Wildhüter, der sich, ein Fernglas vor den Augen, neben ihnen gegen den Holzzaun lehnte. «Ich würde es ja niemandem raten, jetzt diesen Vögeln in die Nähe zu kommen. So ein Schwan kann einem mit einem Flügelhieb den Arm brechen . . .»

Wenn man solche Momente nur festhalten könnte, dachte Magdalena, während schon die nächsten Bilder aufblättern. Für eine kleine Ewigkeit verharren in diesem Glücksgefühl. «Vielleicht können wir Glück nur genießen mit der gleichzeitigen Melancholie, daß es vergänglich ist», sagte sie laut. Aber Jürg hörte nicht zu.

«Schau mal, wie lustig!» rief er und zeigte mit dem ausgestreckten Arm auf den Weg vor ihnen. «Wie eine Szene aus einem Walt-Disney-Film: Daisy Duck mit Gefolge.»

Fünf Enten, ein Weibchen und vier Erpel, waren vom Fluß auf den Damm hinaufgeklettert und liefen wackelnd und schnatternd den Weg entlang.

«Was haben die nur?» fragte Magdalena. Auch andere Spaziergänger waren aufmerksam geworden. Eine Frau in Begleitung zweier Männer stellte sich neben Magdalena hin und schlug sich auf die prallen Schenkel.

«Mais regardez, regardez!» kicherte sie, «Ils vont se ficker. Mais c'est drôle ça!»

Eines der Männchen begann das Weibchen mitten auf dem Weg zu begatten und wurde dann von einem anderen weggedrängt. Eng auf dem Fuß folgte dieser dem fliehenden Weibchen, das direkt auf die Menschengruppe zurannte.

«Warum macht die das?» flüsterte Magdalena. Erstaunt bemerkte sie, daß die Ente gar nicht anders konnte. Der Erpel hatte sie mit dem Schnabel am Halsgefieder gepackt und drängte sie vor sich her. Direkt vor Magdalenas Füßen drückte er ihr den Kopf grob in den Sand und bestieg sie. Magdalena sah nur noch die erschrockenen Augen der Ente, die sich jetzt doch losreißen konnte und eilends im Dickicht neben dem Sträßchen verschwand. Der siegreiche Enterich wurde von den anderen mit lautem Schnattern empfangen, und gemeinsam watschelten sie auf der anderen Seite die Böschung zum Fluß hinunter. Das Weibchen hatten sie keines Blickes mehr gewürdigt.

Die Zuschauer zerstreuten sich lachend. Auch Magdalena ging langsam weiter. Zwischen ihren Beinen pochte es. Die Szene hatte sie erregt.

«Das war ja geradezu eine Vergewaltigung, Jürg», rief sie empört. «Was sagst du dazu?»

Aber Jürg war bereits fünf Schritte vor ihr, Lichtmeilen entfernt. «Komm, wir müssen uns beeilen», sagte er hastig. «Um acht beginnt die Veranstaltung, und um sieben habe ich mich mit Christine und Martin verabredet, um den Abend zu besprechen. Die werden mir Vorwürfe machen, daß ich den Tag mit dir versäumt habe.»

KAPITEL 10

Lukas 12

47. Der Knecht aber, der seines Herrn Willen weiß, und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen getan, der wird viel Streiche leiden müssen.

48. Der es aber nicht weiß, hat aber getan, was der Streiche wert ist, wird wenig Streiche leiden. Denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.

49. Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!

50. Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!

Jürg lief mit Hannes den kleinen Fluß entlang. Sie waren auf dem Weg zu einer Versammlung. Es regnete. Beide hatten sich eng in ihre farbigen Plastikmäntel gehüllt.

«Was ist los?» fragte Hannes, tat ein paar schnelle Schritte und hängte sich bei Jürg ein. «Bist du traurig? Warum sagst du nichts? Bist du böse auf mich, oder was ist?» Regen tropfte aus seiner Kapuze und rann über das helle Knabengesicht. Braunes Haar kräuselte sich über seiner Stirn. Jürg stupfte ihn zärtlich in die Seite. «Ach, Kleiner, warum soll ich dir böse sein? Nein, nein, wo denkst du hin. Aber was soll ich dir von meinen Sorgen erzählen? Freue dich des Lebens, solange du noch kannst. Wer weiß, was kommt . . .» Er begann laut und etwas falsch zu singen: «Freut euch des Lebens, Großmutter wird mit der Sense rasiert. Freut euch vergebens, sie war nicht eingeschmiert . . .»

Hannes zog beleidigt die Nase hoch. «Du nimmst mich nicht ernst», sagte er erbost. «Nie nimmst du mich ernst, Jürg, wirklich. Was kann ich dafür, daß ich nicht so groß und stark bin wie dein geliebter Pierre oder so klug wie Jud, oder so schön wie Simon? Was willst du, dafür habe ich dir Treue geschworen für immer und ewig.»

Jürg nahm ihn lachend in die Arme und wirbelte ihn herum, daß die Tropfen sprühten. «Du bist wirklich reizend, Kleiner, wirk-

lich! Treue geschworen . . . Wie oft habe ich schon gesagt: Ihr sollt nicht schwören. Ja heißt ja und nein heißt nein. Alles weitere ist überflüssig.»

Hannes riß sich los. «Siehst du, Reden, Sprüche, eingeübte Parolen . . . Nicht bei mir, bitte. Du nimmst mich nicht ernst. Du hast nur deinen Auftrag im Kopf. Politik. Die Erlösung der Menschheit. Aber wir, Magdalena, Jakob, Christine, ich — wir interessieren dich überhaupt nicht — oder nur als dein Werkzeug.» Er packte Jürg am Arm und schüttelte ihn. «Sag mal, was heißt denn das, Liebe, die du immer predigst? Wen liebst du eigentlich? Magdalena? Mich? — Oder nur dich selber?»

Jürg wurde ernst. Er stieß Hannes so unvermittelt zurück, daß dieser taumelte und im nassen Gras ausrutschte. Ruckartig drehte er sich und lehnte mit dem Rücken an einen Baum. Die Kapuze war hintergerutscht, sein Haar ringelte sich wie bei Hannes feucht um das blasse Gesicht.

«Du hast recht, Kleiner, ich habe keine Zeit für persönliche Gefühle. Es gibt Wichtigeres. Ich habe eine Aufgabe, da hat das Privatleben keinen Platz mehr. Die Gegner rühren sich von allen Seiten. Wirklich, ich spüre, daß sich etwas zusammenbraut. Überall, wo ich gehe, erblicke ich Polizei: Tschuggerei in Zivil, die erkennt man auf hundert Meter. Oder meinst du, dies gestern sei ein zufälliger Zwischenfall gewesen . . . ? Diese verdammte Brut, verdammte Brut!» Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden und starnte verbissen ins tropfende Geäst über ihm.

Hannes hatte sich aufgerappelt und kauerte ein paar Schritte entfernt auf dem matschigen Boden. Mechanisch zupfte er büschelweise Gras aus der Erde und warf es heftig hinter sich. Auf seinem offenen Gesicht stritten die verschiedensten Empfindungen: Sorge, Gekränktheit, Mitgefühl. Schließlich stand er auf und trat neben Jürg. «Du siehst Gespenster», sagte er schüchtern und legte ihm die Arme um die Schultern. «Wer sollte dir schon etwas tun? Schließlich machen wir ja nichts Strafbares. In der Schweiz herrscht immerhin noch Meinungsfreiheit. Jeder kann sagen, was er will.»

«Und dies gestern? Polizei, die mitten in der Nacht bei uns einbricht? Findest du das auch Freiheit? Waren das Gespenster? Du wirst

sehen, über kurz oder lang, eher über kurz, werden sie einen Grund finden, mich festzunehmen. ‚Homosexuelle Beziehungen zu Kindern‘ — vielleicht drehen sie mir daraus einen Strick. Vielleicht wollen sie mich damit zum Schweigen bringen. Dann, Kleiner, kannst du mich im Gefängnis besuchen. Eine gepflegte schweizerische Zelle soll ja ganz angenehm sein . . . Aber dann wirst du mich natürlich nicht mehr kennen.»

Hannes biß sich auf die Lippen. Röte überzog sein Gesicht. «Du bist so gemein», flüsterte er. «So gemein!» Mühsam wie ein alter Mann nahm er die Mappe vom Boden auf und schlich schluchzend davon, die schmalen Schultern fröstelnd eingezogen.

Jürg starrte ihm blicklos nach. Es war zum Kotzen. Wie gut er das kannte: diesen Klotz im Magen, diese Schmerzen. Er konnte sich nicht daran gewöhnen. Angst hatte er! Ganz einfach hundsgemein Schiß. Traurigkeit befahl ihn. Warum mußte er denn immer jemanden verletzen? Und am meisten diejenigen, die ihn liebten.

«Ich habe nicht gesagt, daß es einfach ist», murmelte er zwischen zusammengebissenen Zähnen. Er kämpfte gegen die Zeit. Er mußte das Feuer schüren, solange es Glut gab. Zuviel stand auf dem Spiel. Nichts weniger als das Leben, das Überleben stand auf dem Spiel. «Denkt nicht, daß ihr mit eurer menschlichen Macht anstellen könnt, was ihr wollt. Irgendwann werden alle zur Rechenschaft gezogen. Und jene zuerst, die Macht hatten und sie mißbrauchten.» Das hatte er vor zwei Tagen an einer gutbesuchten Veranstaltung in der Kulturfabrik gesagt.

Und heute — er mußte ja noch eine Rede halten. Während er sich mit weitausholenden Schritten dem Städtchen näherte, überlegte er sich, was er sagen sollte.

Eine halbe Stunde später, als er mit noch feuchten Haaren hinter das Rednerpult trat, hätte ihm niemand seine Erregung angesehen. Auch Hannes half mit dem gewohnten Eifer, nur etwas stiller als sonst, den Leuten ihre Plätze zuzuweisen.

KAPITEL 11

Lukas 11

54. Und lauerten auf ihn und suchten, ob sie etwas erjagen könnten aus seinem Munde, daß sie eine Sache wider ihn hätten.

Das erste Mal, als die Polizei gekommen war, spät am Abend, unangemeldet, war niemand zu Hause gewesen. Die drei Männer waren durch die wie gewohnt nicht abgeschlossene Türe eingetreten, hatten alles durchsucht und waren wieder gegangen. Ein Nachbar, der sie beobachtet hatte, erzählte es anderntags Gerda.

Jürg war, wie es seiner Gewohnheit entsprach, verschwunden gewesen, ohne jemandem gesagt zu haben, wohin und wie lange. Seine Abwesenheit konnte Stunden dauern oder auch Tage. Manchmal sah man ihn drunten am Fluß herumstreifen und mit den Leuten dort, meist Rentnern und Fremdarbeitern, reden und diskutieren. Manchmal saß er auch einfach stundenlang bei der Schleuse und startete ins Wasser. „In sich horchen“ nannte er das. Oder „Mit den Mächten reden“.

Jud Meier konnte das nicht ausstehen. Jedesmal verhielt er sich besonders mürrisch, wenn Jürg von so einer Tour zurückkam.

«Du verplemperst deine Zeit!» schrie er, als Jürg wieder mal, ein paar blühende Zweige in den Händen, spätabends unter der Türe stand. Juds schmales Gesicht hinter den blitzenden Brillengläsern war blaß vor Wut. «Was soll dieses faule Herumhocken? Sag, was machst du eigentlich immer auf deinen Ausflügen? Wir haben Wichtigeres zu

tun, irrsinnig Wichtiges. Die Ereignisse überstürzen sich. Wir können gar nicht überall sein, wo man uns ruft. Und du plauderst mit den alten Leutchen übers Wetter.»

Jürg ließ sich in den abgegriffenen, wackligen Schaukelstuhl fallen. Während er geistesabwesend auf- und niederschaukelte — auf, nieder, auf —, sagte er müde: «Das ist doch alles genauso wichtig, Jud, für mich und für euch. Ich muß mich hie und da sammeln. Und ich brauche die Stille und das Hineinhorchen in mich und in andere. Du verkrampfst dich, Jud — du brennst dich aus!»

Jud stampfte hin und her. Die anderen blickten gespannt von einem zum andern. Sie wußten nie so recht, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Eigentlich mußten sie Jud recht geben. Alle hatten sich schon darüber geärgert, daß Jürg in den wichtigsten Momenten einfach verschwinden und sie mit der Arbeit allein lassen konnte. Andererseits mochten sie Jud nicht besonders. Er war dermaßen konsequent und hart in seinem Eifer, daß für Lebensfreude und Spaß wenig Platz blieb. Mit Jürg konnte man wenigstens lachen und blödeln, und hie und da tollte er herum wie ein junger Hund.

«Du verbrennst dich, Jud», sagte Jürg nochmals. «Wenn du so weitermachst, landest du noch in der Klapsmühle. Wir müssen doch auch etwas für unser Inneres tun. Ruh dich einmal ein paar Tage aus. Setz dich ab. Oder komm mit mir zum Fluß. Es ist ungemein beruhigend, so ins Wasser zu blicken oder ins Gras. Und wieder einmal ein bißchen zu staunen. Wir haben ohnehin das Staunen verlernt, Staunen vor einem Grashalm zum Beispiel, der so wunderbar . . .»

«Jetzt reicht's!» Jud stürzte auf Jürg zu und rüttelte so heftig an der Seitenlehne des Stuhls, daß das morsche Holz brach. Das abgebrochene Stück umklammernd, schrie er: «Hör sofort auf! Du machst mich noch wahnsinnig. Du, nicht die Arbeit. Sitzt doch dieser Waschlappen hier, jetzt, angesichts der Revolution, und schwärmt von Gräsern und Beerelein. Ein elender Feigling bist du, nichts weiter. Große Töne spucken vom blinden Volk, dem wir die Freiheit bringen müssen. Große Töne spucken vor Publikum, das dich anhimmelt. Und in Wahrheit sehnst du dich doch nach deiner Ruhe und einem Häuschen im Grünen, wie all die andern Bünzlis.» Er fuchtelte mit der Holzleiste, als wollte er sich erneut auf Jürg stürzen.

Erschöpft strich sich Jürg über die Stirn. Hannes warf sich ihm zu Füßen und funkelte zornig zu Jud hinauf: «Nun schweig aber, du! Was fällt dir ein, Jürg einen Feigling zu nennen. Jürg hat mehr Mut als wir alle zusammen. Das hat er schließlich auch bewiesen.»

Jud schleuderte das Stück Holz in eine Ecke und ließ sich auf einen Stuhl fallen. «Schon gut, Kleiner, misch dich nicht ein.» Und in eindringlichem Ton zu Jürg: «Wir müssen mal darüber reden, Jürg. Wirklich, ich verstehe dich oft nicht mehr.» Jürg nickte, stand auf und setzte sich neben Jakob an den Tisch. «Gibt es heute nichts zu essen?» Gerda reichte ihm das Brot. Schweigend begann Andreas Spaghetti auszuteilen.

Alle waren bedrückt. Es war dies nicht der erste Streit in der Gruppe. Immer häufiger gab es in letzter Zeit Meinungsverschiedenheiten, und es brauchte oft nächtelange Diskussionen, bis sie sich wieder geeinigt hatten.

Jürg war auch noch nicht da, als sie anderntags zum zweitenmal kamen, diesmal am späten Nachmittag: zwei Polizisten in Zivil. Anni und Simon waren zu Hause. Anni öffnete auf das Klopfen.

«Wohnt hier ein gewisser Jürg Röthlisberger von Spreitenbach?» fragte der kleinere der Männer.

«Ja», sagte Anni knapp und sah ihnen ins Gesicht. Irgendwie hatte sie gleich ein ungutes Gefühl, obschon sie nicht zu sagen vermocht hätte, wodurch sich die beiden von den vielen anderen Besuchern unterschieden. Die Männer traten ungefragt ein. Anni blieb an der Türe stehen. «Herr Röthlisberger ist nicht da. Kann ich ihm etwas ausrichten?»

«Wo ist er?» fragte wieder der kleinere und sah sich im Vorraum um. Anni folgte seinem Blick. Langsam spürte sie Ärger in sich hochkommen.

«Vielleicht können Sie mir sagen, was Sie wünschen. Sonst rate ich Ihnen, ein andermal wieder zu kommen.» Sie machte eine unmißverständliche Bewegung gegen die offene Tür hin. Der Hof war von grauem Licht erfüllt. Eine Baufirma hatte gestern Sand abgeladen, und die Kinder nahmen den Haufen eben in Besitz. Patrick grinste mit schmutzigem Gesicht, und Claudine und Res schickten sich an, her-

überzukommen. Anni winkte ihnen, draußen zu bleiben, und blickte abwartend auf die Besucher. «Nun, wird's bald?» Plötzlich stutzte sie, faße die beiden Herren scharf ins Auge und schrie empört: «Aha, Tschuggerei, schon wieder. Sie haben es wohl nicht nötig, sich vorher anzumelden. Das war eine verdammte Frechheit, letzte Nacht einfach bei uns einzudringen. Ich werde . . .»

«Werd nur nicht frech», sagte der größere der Polizisten mit erhobener Stimme. Der andere gab ihm einen verweisenden Blick. «Wir haben hier eine Hausdurchsuchung vorzunehmen», sagte er knapp und ließ die Polizeimarke in seiner Hand sehen. Gleichzeitig zog er einen Hausdurchsuchungsbefehl aus dem Kittel und gab ihn Anni zu lesen. Er schloß nachdrücklich die Türe, und beide schoben die widerstrebende Anni vor sich her ins Wohnzimmer, wo sie sie auf einen Stuhl zwangen. Der Große stellte sich hinter sie. Der Kleine setzte sich an den Tisch, Anni gegenüber.

«Was fällt Ihnen ein?!» schrie Anni. «Das ist ja Hausfriedensbruch, was Sie hier begehen, lassen Sie mich sofort in Ruhe.» Ihre Stimme schnappte über vor Wut, aber sie wagte nicht, sich dem klammernden Griff des Polizisten zu entziehen.

«Es wäre uns angenehm, wenn Sie sich anständig aufführen würden», sagte der Kleine kalt. Das Verbindliche war aus seiner Stimme wie weggeblasen. Umständlich legte er einen Kugelschreiber und einen Notizblock neben den Hausdurchsuchungsbefehl.

«Wir haben ein paar Fragen an Herrn Röthlisberger. Aber beginnen wir doch mal mit Ihnen, mein Fräulein . . .»

Jedem Mann, der ihr sonst „mein Fräulein“ sagte, sprang Anni an die Kehle. Aber jetzt antwortete sie wie in Trance: «Was wollen Sie denn wissen?»

«Name?»

«Anna Gerber.»

«Adresse?»

«Bergweg 5.»

«Beruf?»

«Studentin.»

«An welcher Fakultät?»

«Im Moment an keiner, ich habe mein Studium unterbrochen.»

«Warum?»

In diesem Moment steckte Simon seinen hübschen, umnebelten Kopf zur Türe herein und blickte verwirrt auf die Besucher. «Was ist denn hier los?»

Plötzlich wurde es Anni bewußt, daß sie wie hypnotisiert und willenlos den Männern Auskunft gegeben hatte. Mit einem Ruck stand sie auf. «Die Herren sind von der Polizei. Sie möchten Jürg sprechen und haben aus irgendwelchen uneinsichtigen Gründen einen Hausdurchsuchungsbefehl. Warum sie dabei aber auch mich mit Fragen belästigen, sehe ich eigentlich nicht ein. Würden Sie also bitte Ihres Amtes walten, meine Herren.»

Sie hatte gleich bemerkt, daß Simon verladen war. Ausgerechnet jetzt. Hoffentlich lag nicht noch etwas herum. Sie wünschte sehnlichst, daß Simon die Gefahr erkennen und richtig reagieren würde. Aber Simon dachte nicht im Traum daran, richtig zu reagieren. Freundlich lachend und tapsig wie ein junger Bernhardiner lief er den mißtrauischen Polizisten in die Falle. «Hoher Besuch! Oh ja, wirklich. Das freut mich aber, daß Sie uns die Ehre erweisen. Ich hätte nie geglaubt, daß sich sogar die Polizei für unsere Arbeit interessiert. Aber kommen Sie doch einmal an eine unserer Veranstaltungen, meine Herren, kommen Sie doch. Wenn Jürg spricht, sind immer alle sofort begeistert, das kann ich Ihnen versichern . . .»

Entsetzt versuchte Anni Simon zum Schweigen zu bringen. Sie packte ihn um die Schultern und schob ihn gegen die Türe. Doch der kleine Polizist war ebenfalls aufgestanden. Er stellte sich breitbeinig vor den jungen Burschen hin und faßte ihn ins Auge. «Du hast wohl gegifelt, Freundchen. Zeig uns doch mal, wo du das Zeug hast.» Er ging dicht hinter Simon her, der nun doch begriffen hatte, worum es ging, und sich eilig zurückziehen wollte.

«Himmel, Maria und Josef», seufzte Anni und ließ sich auf ihren Stuhl fallen. Jetzt sind wir erledigt. Was für ein Blödarsch, dieser Simon.

Der lange Polizist warf ihr einen triumphierenden Blick zu und folgte den beiden. Man hörte die zwei Männer durch alle Räume rumoren auf der Suche nach Belastungsmaterial.

Als die andern am Abend und im Laufe des nächsten Tages zurückkamen, fanden sie die Türe mit Brettern verrammelt. Ein weißes Schild war daran genagelt, auf dem stand: „Dieses Haus ist wegen ungenügenden sanitären Bedingungen nicht mehr bewohnbar.“ Dazu mit großen schwarzen Druckbuchstaben: BETRETEN VERBOTEN.

«Die reißen das Haus ab», sagten die Nachbarn und schüttelten die Köpfe. «Es lohnt sich wohl mehr, hier einen Betonbunker hinzustellen, als das Haus zu einem anständigen Zins zu vermieten.»

Frau Loosli wußte mehr: «Die Polizei hat zwei von der Gruppe festgenommen, sie sollen im Hinterraum eine Opiumhöhle eingerichtet und einen weltweiten Rauschgifthandel betrieben haben . . .» Sie wandte sich entrüstet ab. «Hätte ich nie gedacht von den netten jungen Leuten.»

KAPITEL 12

Lukas 17

20. Da er aber gefragt ward von den Pharisäern: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden.

21. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier! oder: Da ist es! Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Lukas 4

38. Und er stand auf aus der Schule und kam in Simons Haus. Und Simons Schwiegermutter war mit einem harten Fieber behaftet; und sie baten ihn für sie.

39. Und er trat zu ihr und gebot dem Fieber, und es verließ sie. Und alsbald stand sie auf und diente ihnen.

Lukas 9

46. Es kam auch ein Gedanke unter sie, welcher unter ihnen der Größte wäre.

47. Da aber Jesus den Gedanken ihres Herzens sah, ergriff er ein Kind und stellte es neben sich

48. und sprach zu ihnen: Wer dies Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird groß sein.

Jud Meier fand Jürg nach Tagen der Ungewißheit unten am Fluß bei den kleinen Leuten. «Komm!» sagte er knapp. «Wir müssen beraten. Die Polizei hat Anni und Simon geschnappt und unser Haus zuge-sperrt.»

Jürg folgte ihm schweigend. «Was ist mit Anni und Simon?» fragte er, als sie keuchend die steilen Treppen von der Matte in die Oberstadt hochstiegen. Er konnte Jud kaum folgen, der ausschnitt wie von einer unsichtbaren Macht getrieben. «Ach, die waren schnell wieder frei», sagte der wegwerfend. «Man konnte ihnen ja nichts nachweisen. Anni konnten sie nichts vorwerfen, und Simon hat einfach hartnäckig alles abgestritten. «Hie und da mal einen Joint mit Freunden, das müssen Sie doch verstehen . . .» Diese Tour, du kennst ihn ja. Simon war ihnen wohl auch nicht so wichtig. Aber für dich sieht es böse aus. Sie haben neben deiner Matratze Flugblätter, ein paar Joints und einen Artikel gefunden: ‚Aufruf zum Widerstand‘, wie sie es nennen. Es

macht bei der ganzen Angelegenheit ohnehin den Anschein, als ob sie es nur auf dich abgesehen hätten. Du hast wieder mal eine Vorladung, bei der Polizei vorzusprechen.»

Sie waren oben an der Treppe angekommen und schritten nebeneinander über den Münsterplatz. «Du mußt jetzt endlich mal handeln, bevor es zu spät ist und sie dich endgültig einlochen, Jürg. Was zögerst du noch lange? Die Revolution ist vorbereitet. Führ sie an! Die Menge ist dir hörig.»

Jürg blieb stehen und sagte zornig: «Was heißt das? Was soll ich machen, Jud, sag? Maschinengewehre verteilen, was? Begreif es doch endlich und nimm es auf in deinen Dickschädel: Wir wollen nicht Gewalt gegen Gewalt setzen, sondern Freiheit und Stärke gegen ihre Zerstörung und Unterdrückung. Die Revolution muß in uns drin stattfinden, nicht draußen. Das andere kommt von selbst.»

Jud sah ihn verachtungsvoll an und zuckte die Schultern: «Das ist doch alles Definitionssache, leeres Geschwätz. Innen oder außen ... Revolution ist Revolution. Es geht darum, daß den Mächtigen die Macht genommen wird, meinetwegen auch mit Gewalt. Das ist dann eben Gewalt gesetzt gegen Gewalt. Wer aussät, wird ernten, das sagst du doch selbst. Das hat schon der alte Jesus gesagt. Wir müssen Widerstand und Macht setzen gegen sie, damit diese verdammte Kapitalistenbrut nicht weiter unsern Kindern den Lebensraum zerstört. Daß sie nicht weiter ihre Profite auf unsere Kosten machen können. Daß sie . . . ach Scheiße, komm weiter, die andern warten.»

Die Gruppe hatte sich in der Hinterstube von Pierres Schwiegermutter versammelt. Diese, Priska und Pierre saßen in der kleinen Küche bei einem Kaffee, als Jürg und Jud eintraten. Pierre machte einen gequälten Eindruck. Mit seinen großen, klobigen Händen hielt er die feine, goldumrandete Tasse, als wolle er daran Halt suchen.

Priska sah haßerfüllt auf. «Ihr zwei seid noch die Schlimmsten, jawohl! Seit er bei dieser Gruppe ist, heißt es nur noch Jürg, Jürg, Jürg. Jürg hinten und Jürg vorne. Jürg als erster und Jürg als letzter.» Sie wandte sich Pierre zu: «Laß dich doch einsperren mit deinem geliebten Jürg zusammen. Was aus mir und den Kindern wird, kümmert dich ja doch nicht.» Weinend stützte sie den Kopf in die Hände.

Frau Joss streichelte ihr leicht über den Arm und sagte begütigend: «Beruhige dich, Kind. Jürg wird schon wissen, was gut für euch ist.» Aber sie goß damit nur Öl ins Feuer. Priska schoß auf und schrie: «Du, du! Du hast dich natürlich auch einwickeln lassen, Mutter, von diesem Jürg. Und nur, weil du dir einbildest, er hätte dich geheilt. Ist ja lächerlich, eine Frau in deinem Alter . . . Ich lasse mich scheiden, Pierre, damit du es nur weißt. Das mache ich nicht mehr länger mit.» Türeschlagend verließ sie den Raum. Die Porzellantassen auf dem geschauerten Tisch klirrten leise. Draußen im Gang hörte man noch eine Weile ihr lautes, verzweifertes Schluchzen.

Frau Joss zuckte die Schultern und schaute ratlos auf die drei Männer in ihrer Küche. «Das arme Kind. Geh ihr doch nach, Pierre, tröste sie!»

Pierres Gesicht wurde noch zerquälter. Er blickte zu Jud Meier hinüber, der unerbittlich zurückblickte. «Ich kann doch jetzt nicht, Mutter. Wir haben eine wichtige Besprechung.»

Frau Joss machte sich seufzend an ihren Abwasch. Jud, Jürg und Pierre verschwanden im Hinterzimmer, wo die andern schon lange warteten. Sie waren gerade in einen halb spaßig, halb ernst gemeinten Streit verwickelt. Die Anspannung der letzten Tage löste sich in einer übermäßigen Lustigkeit.

«Los, ihr drei seid die Jury», rief Andreas, der auf einem Stuhl stand und sich in Positur warf. «Wer von uns ist der Größte? Sagt mal . . . Doch wohl ich, nicht? Ich habe doch die beiden Idioten bei der Polizei herausgeholt.»

«Spinnt du», unterbrach ihn Anni. «Wenn schon, dann bin ich die Größte. Ich war schließlich das unschuldige Opfer.»

Maxi und Otti, die Zwillinge von Pierre, schmiegteten sich an Hannes und kicherten mit den Erwachsenen. Sie liebten es, dabei zusein, und erzählten in der Schule stolz, daß sie den Jürg von Spreitenbach und die ganze Gruppe kannten. Das verschaffte ihnen die Achtung der Klasse. Sogar der Lehrer hatte sie schon über Jürg ausgefragt.

Jürg winkte ihnen, herzukommen. Maxi drückte sich erschrocken an Hannes' Knie, aber Otti ging strahlend näher. Jürg faßte ihn um die Schultern und sagte dozierend: «Schaut mal dieses Kind an!

Wer sein kann wie ein Kind, nur der ist wirklich groß. Paßt auf, was ich euch jetzt sage: Die Kleinsten werden einmal die Größten sein.»

Thomas, der vor seinem Bier hinter dem Tisch saß, sah verärgert auf: «Sag mal, Jürg, willst du jetzt bei uns auch noch predigen? Was fällt dir eigentlich ein!»

Jürg gab Otti einen Schubs und sagte, wieder mit normaler Stimme: «So, verschwindet nun! Geht zu Großmutter in die Küche und tröstet sie. Sie ist traurig.» Die beiden trollten sich schmollend.

Jürg setzte sich auf den Rand des Tisches, nahm eines der darauf liegenden Flugblätter in die Hand, betrachtete es geistesabwesend und wiederholte eindringlich, ohne auf Thomas' Einwand zu achten: «Habt ihr verstanden? — Der Kleinste unter uns ist eigentlich der Größte.»

Mit einer verächtlichen Handbewegung stellte sich Jud ans Fenster. Die anderen der Gruppe blickten betreten zu Boden. Simon versuchte die Spannung zu brechen, indem er Jakob grinsend in die Seite stieß: «Also, Jakob, du bist der Größte, du Zwerg.» Als ihn alle mißbilligend ansahen, schwieg er betroffen und setzte sich in die Ecke. Erst als Anni Kugelschreiber und Notizblock zur Hand nahm und ruhig sagte: «Beginnen wir doch nochmals von vorne. Problem Nummer eins: Wie lösen wir unsere Wohnsituation . . .», erst da konnten sie einander wieder ansehen.

Wieder mal diskutierten sie die ganze Nacht. Sie tranken Unmengen Kaffee, den ihnen Frau Joss immer neu auftrug. Endlich, im Morgenrauen, faßten sie einen Entschluß: Sie wollten das Beste machen aus ihrer plötzlichen Obdachlosigkeit und einen Plan verwirklichen, den sie schon viele Male besprochen hatten.

Jakob ging allein nach Hause. Seit das Kommunehaus geschlossen war, wohnte er wieder bei seiner Mutter. Er grübelte über den Satz nach, den Jürg gesprochen hatte. Der Kleinste unter uns ist eigentlich der Größte. Er maß genau hundertzweiundsechzig Zentimeter. Oft war er deswegen das Ziel von Spötteleien. Aber er war sich nicht ganz sicher, ob Jürg wirklich ihn gemeint hatte.

KAPITEL 13

Lukas 9

57. Und sie gingen in einen andern Markt. Es begab sich aber, da sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wo du hingehst.

58. Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nichts, da er sein Haupt hin lege.

59. Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehge und meinen Vater begrabe.

60. Aber Jesus sprach zu ihm: Laß die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes!

61. Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind.

62. Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.

Lukas 10

1. Darnach sonderte der Herr andere, siebzig aus und sandte sie je zwei und zwei vor ihm her in alle Städte und Orte, da er wollte hinkommen.

2. Und sprach zu ihnen: Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte.

3. Gehet hin; siehe, ich sende euch als die Lämmer mitten unter die Wölfe.

4. Tragt keinen Beutel noch Tasche noch Schuhe und grüßt niemand auf der Straße.

5. Wo ihr in ein Haus kommt, da sprecht zuerst: Friede sei in diesem Hause!

6. Und so daselbst wird ein Kind des Friedens sein, so wird euer Friede auf ihm beruhen; wo aber nicht, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden.

7. In dem Hause aber bleibet, esset und trinket, was sie haben; denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert. Ihr sollt nicht von einem Hause zum andern gehen.

8. Und wo ihr in eine Stadt kommt und sie euch aufnehmen, da esset, was euch wird vorgetragen;

9. und heilet die Kranken, die daselbst sind, und saget ihnen: Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen.

10. Wo ihr aber in eine Stadt kommt, da sie euch nicht aufnehmen, da geht heraus auf ihre Gassen und sprecht:

11. Auch den Staub, der sich an uns gehängt hat von eurer Stadt, schlagen wir ab auf euch; doch sollt ihr wissen, daß euch das Reich Gottes nahe gewesen ist.

12. Ich sage euch: Es wird Sodom erträglicher gehen an jenem Tage denn solcher Stadt.

13. Weh dir, Chorazin! Weh dir, Bethsaida! Denn wären solche Taten zu Tyrus und Sidon geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten vorzeiten im Sack und in der Asche gegessen und Buße getan.

14. Doch es wird Tyrus und Sidon erträglicher gehen im Gericht als euch.

15. Und du, Kapernaum, die du bis an den Himmel erhoben bist, du wirst in die Hölle hinuntergestoßen werden.

16. Wer euch höret, der höret mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.

Die ganze Woche waren die Freunde in der Stadt umhergegangen, waren mit Eisenbahn, Bus und per Velo in die umliegenden Gemeinden gefahren, hatten stundenlange Telefongespräche geführt und bergeweise Flugblätter, Briefe und Protokolle verschickt.

Am Sonntag nach der Besprechung bei Pierre versammelten sie sich auf dem Platz vor dem geschlossenen Kommunenhaus, wo nun Kies- und Sandhaufen lagen und der mit Baumaterialien beinahe vollständig überstellt war. Eine Wand des Hauses war bereits abgebrochen. Das Ganze glich der Kulisse aus einem Kriegsfilm. Jürg stand mit Jud und Pierre darunter und besah die Inschriften auf den Mauerresten. «Auch die Banken beginnen zu wanken», las Jud laut und lachte sarkastisch, «schön wär's!» Ein großes, schiefes A war über die Schrift gesprayed, und darunter hatte jemand mit Filzstift „Schweine, abknallen müßte man sie“ gekritzelt. Die Buchstaben begannen bereits zu zerfließen. Es hatte letzte Woche oft geregnet.

Jürg wandte sich seufzend ab, aber Pierre stieß ihn in die Seite: «Sieh nur, Jürg, die Leute kommen. Wirklich, sie kommen in Scharen. Unser Aufruf hat doch etwas genützt.»

An sie siebzig Menschen hatten sich auf dem kleinen Platz zusammengefunden. Siebzig Frauen und Männer, die sich vorgenommen hatten, alles im Stich zu lassen, um Jürgs Appell an Liebe und Vernunft weiterzutragen.

Der Bauplatz war von einem hohen, mit kunstvollen Graffiti verzierten Bretterzaun umgeben. Und überall warnten Tafeln *Betreten verboten* und *Zutritt für Unbefugte strengstens untersagt*. Die meisten Leute waren unter Lachen und Neckereien darübergeklettert. Für die

drei Rollstühle hatte jemand kurzerhand eine Öffnung in den Zaun gebrochen, durch die auch die alten Männer und Frauen aus dem Quartier am Fluß hineinkraxelten. Es war eine bunte Gesellschaft, die da zusammengekommen war: ein paar Frauen, die sich ihre Kinder in farbigen Tüchern vor die Brust gehängt hatten, viele Junge, Studenten, Lehrlinge. Leute mittleren Alters waren kaum vertreten. Die meisten fühlten sich wohl ein wenig als Außenseiter der Gesellschaft. Roland war da und Jolanda und die Frau mit den Stöcken, die diesmal ebenfalls im Rollstuhl saß. Die drei in ihren Stühlen ragten hoch über die andern hinaus, die auf dem Boden lagerten. Viele unterhielten sich angeregt und aufgedreht. Andere schlugen ihre Windjacken eng um sich und blickten ängstlich zu den vielen Verbotsschildern hinüber. Etwa ein Dutzend Kinder hatten sich mit den Quartierkindern zusammengetan. Sie spielten hinter dem Sandhaufen und zwischen den Backsteinbeigen „Räuber und Poli“, Maxi und Otti, die Zwillinge von Pierre, immer dicht beieinander.

Jürg entfernte sich langsam von Jud und Pierre. Was hatte er sich da eingebrockt? Die Verantwortung für all diese Menschen beunruhigte ihn seit heute früh immer mehr. Jemand zupfte ihn aufgeregt am Ärmel, und als Jürg sich umwandte, erkannte er den alten Langenbacher, mit dem er oft stundenlang philosophiert hatte. Auf Langenbachers runzligen Wangen zeichneten sich rote Flecken ab, auf dem schütterten Haar saß schief ein steifer schwarzer Hut. Hinter ihm stand Frau Hägeli, Langenbachers Nachbarin, mit ihrer Schwiegertochter.

«Ich mache auch mit», sagte Langenbacher mit aufgeregter Stimme. «Ich mache mit, Ehrensache, bei sowas ist der Langenbacher dabei, da läßt er sich nicht zweimal bitten. Ich brauche nur noch so zwei drei Tage, bis ich alles geregelt habe zu Hause, Herr Röthlisberger.» Seine Stimme sank zum Flüstern. «Morgen ist die Beerdigung meines Bruders, müssen Sie wissen, und gleich anschließend Testamentseröffnung. Oh, er war nicht mehr der Jüngste, acht Jahre älter als ich. Morgen muß . . .»

Jürg schritt weiter. «Ach, laß doch die Toten die Toten begraben», sagte er gleichgültig.

Als er an Roland im Rollstuhl vorbeikam, beugte er sich zu ihm nieder. «Wie geht's, Kumpel?»

Roland strahlte: «Wo du hingehst, geh ich auch hin.» In der Aufregung schlugen seine Arme und Beine spastisch aus.

Jürg klopfte ihm auf die Schultern: «Überlege es dir gut, Freund. Das ist ja alles nicht so einfach. Die Vögel haben wenigstens ihre warmen Nester und die Füchse ihren sicheren Bau. Aber wir, wir sind Land- und Stadtstreicher.»

«Geht in Ordnung», sagte Roland und klammerte sich an die Seitenlehnen des Rollstuhls. Die Knöchel seiner Hände traten weiß hervor. Christine, die die Szene beobachtet hatte, stand auf, um ihm die Jacke zuzuknöpfen.

Jürg stieg auf ein verrostetes Blechfaß. Früher hatten sie ab und zu darauf Karten gespielt. Er blickte schweigend auf die Menge und wartete, bis Ruhe eingetreten war.

«Die Zeit ist reif», begann er dann leise. «Die Leute wollen uns hören. Sie wollen ihr Leben ändern, denn sie haben erkannt, daß es so nicht weitergehen kann. Die meisten haben gemerkt, daß wir dem Abgrund zutreiben und daß es keine Zukunft gibt für uns und unsere Kinder, wenn wir so weitermachen. Doch wir sind zu wenige. Wir müssen viel, viel mehr werden. Tausende müssen wir sein. Hunderttausende . . .» Am Anfang sprach er unsicher, vorsichtig, die Schultern im kühlen Wind hochgezogen. Nach einigen Minuten fand er seine gewohnte Sicherheit wieder.

«Geht jetzt also los», rief er so laut, daß es auch diejenigen, welche am weitesten weg saßen, hörten. «Geht immer zwei und zwei zusammen. Es ist keine leichte Sache, die ich euch auftrage. Nehmt nichts mit, weder Geld noch Essen, denn mit Besitz und Besitzenwollen beginnt das Unheil. Wir wollen uns nicht damit belasten. Kümmert euch also nicht um solchen Alltagskram. Fragt die Leute, denen ihr begegnet, ob sie euch was zu essen geben, und eßt das, was man euch anbietet. Erzählt von unseren Ideen, unseren Überlegungen, unseren Vorstellungen und Utopien. Warnt auch davor, daß es so nicht weitergehen kann. Kündigt an, daß ich ebenfalls kommen werde, um zu reden. Ich möchte, daß die Leute vorbereitet sind. Wenn man euch irgendwo nicht aufnehmen will oder euch Scherereien macht, bemüht euch nicht weiter um die. Geht weiter. Man kann die Menschen nicht zu ihrem Glück zwingen, und es hat keinen Sinn, daß wir uns dort

groß engagieren, wo man uns nicht will. Irgendwann *müssen* sie es ja merken, vielleicht erst dann, wenn es zu spät ist . . .»

Jürg machte eine Pause und ließ seinen Blick über die Versammlung gleiten. Ein paar Zuhörer waren aufgestanden und klatschten Beifall. Hannes lächelte ihm schüchtern zu.

KAPITEL 14

Lukas 8

1. Und es begab sich darnach, daß er reiste durch Städte und Märkte und predigte und verkündigte das Evangelium vom Reich Gottes; und die Zwölf mit ihm,

2. dazu etliche Weiber, die er gesund hatte gemacht von den bösen Geistern und Krankheiten, nämlich Maria, die da Magdalena heißt, von welcher waren sieben Teufel ausgefahren,

3. und Johanna, das Weib Chusas, des Pflegers des Herodes, und Susanna und viele andere, die ihm Handreichung taten von ihrer Habe.

Magdalena stand während Jürgs Rede etwas abseits. In ihrem Rücken schmerzten die schlaflosen Nächte der letzten Tage und die Anspannung vom Stehen. Doch mit dem anthrazitfarbenen Modellkleid, das sie trotz regnerischen Wetters — oder eben gerade wegen des grauen Himmels — angezogen hatte, vertrug es sich schlecht, sich wie die andern auf den schlammigen Boden zu setzen. Eine Decke hatte sie nicht dabei, und sie verspürte auch keine Lust, sich einer Gruppe beizugesellen. Ich mag es eben nicht so handgestrickt wie die, dachte sie bissig. Stöhnend wechselte sie das Standbein und lehnte, sich mit den Händen abstützend, gegen den gelben Bagger. Seine eiserne Schaufel lag, halb mit Erde gefüllt, auf einem Steinhaufen, als hätte der Baggerarm das schwere Gewicht nicht mehr zu tragen vermocht. Die Baggerführer verschwinden wahrscheinlich gleich, wenn das Horn Feierabend verkündet, überlegte Magdalena, während sie den Blick über das Ungetüm gleiten ließ. Hinter den Augen fühlte sie einen seltsamen Druck, ein Gewicht, das ihr auf die Lider drückte. Lust zu weinen. Die Müdigkeit im Rückgrat wurde immer mehr zur Pein. Angespant blickte sie zu Jürg hinüber. „Mit brennenden Augen“, fuhr es ihr durch den Kopf; ärgerlich verwarf sie den abgedroschenen Begriff.

Sie hatte keinen Grund zu weinen. Nein, wirklich nicht. Viel-

leicht war es das, was es so schwierig machte: keinen Grund und kein Recht zu haben. Sie war nicht die verlassene Freundin; Jürg hatte ihr nie Hoffnungen gemacht. Vielleicht hatte er ihr geholfen, damals, als sie hysterisch aus ihrer schönen Wohnung fortgerannt war, in Nacht und Nebel mit Drachen und Kühen kämpfend. Vielleicht war es tatsächlich seinetwegen, daß es ihr nun wieder besser ging. Daß sie arbeiten konnte, funktionieren in dieser Gesellschaft. Ihre Freunde waren jedenfalls überzeugt von Jürgs Heilkraft. Sie selbst konnte nicht herausfinden, was sie mit Jürg verband. Sie wußte nicht, wer er war. Sie wußte ja nicht mal, ob sie in ihn verliebt war. Verliebt? Was heißt das schon? Sie liebte ihn, doch, vielleicht . . . Manchmal war sie sich nicht einmal mehr dessen sicher. Sie fühlte sich von ihren Gefühlen verraten. Oft meinte sie, Jürg und all seine Anhänger zu hassen: heiß und voll Verachtung. Oft war sie verärgert . . . Oft wollte sie mitmachen, mithelfen . . .

Magdalena verlagerte nochmals das Gewicht und drückte eine Hand in das schmerzende Kreuz. Mit der andern strich sie über die Augen, die nun wirklich brannten. Wahrscheinlich war es die Wimperntusche. Sie nahm den kleinen, hübschen Spiegel aus der ledernen Handtasche und blickte hinein. Das Make-up schien in Ordnung, doch das Weiße in den Augen war von feinen roten Äderchen durchzogen. Magdalena schnitt sich selber eine Grimmasse. Und dann zu Jürg hinüber gleich noch eine. Das tat gut. Dieser Typ! Natürlich wieder ein Mann, der es sich herausnahm, so vor einer Menge zu reden, Führer zu sein, Leiter, Vorbild . . . Selbsternannter Leithammel einer Schafherde. Eine Frau würde sich nie so wichtig nehmen — sich selber oder diese sogenannte Aufgabe. Was Jürg erzählte, war ja so banal: Friede, Freude, Eierkuchen . . . Eigentlich hätte sie selber reden können. Ja, warum ging sie nicht einfach hin, stellte sich neben ihn auf das Blechfaß und begann selber zu predigen? Sie hätte doch auch eine Menge zu sagen. Sie könnte die Frauen ansprechen: Warum folgt ihr schon wieder einem Mann nach, Schwestern, wie die Frauen seit Hunderten von Jahren? könnte sie sagen. Wir müssen uns endlich ohne Männer definieren. Zu lange haben wir in ihrem Schatten gestanden. Zu lange überließen wir ihnen diese Welt . . . Ja, warum ging sie nicht hin und stieß ihn vom Blechfaß hinunter, direkt in die Arme seiner

Trabanten, in die Arme dieses kleinen Engelsgesichtchens, Hannes. Ach . . . Sie hatte einfach zu wenig geschlafen. Magdalena drehte sich um und trommelte mit den Fäusten auf das kalte, gefühllose Metall. Der Schmerz in den Knöcheln tat gut. Er lenkte von ihrem inneren Aufruhr ab . . . Gerda, Anni, Chantal, Christine — warum folgten sie Jürg so kritiklos? Jüngerinnen, immer Jüngerinnen für einen Mann. Sie hatte gesehen, wie Christine sogar Hemden gebügelt hatte für Jürg: diese hellkarierten Leinenhemden, die er neuerdings mit Vorliebe trug und die bereits unter seinen Anhängern Mode geworden waren. Nicht, daß das Jürg gewollt hätte. Nein, solche Dienste verlangte er nie von anderen. Aber daß Christine das überhaupt tat . . . Und Jürg nahm nicht mal Notiz davon.

Und Susanne Petrig und Hanni von Stein? Das waren doch Frauen mit Rang und Namen. Hanni von Stein war die Gattin eines Polizeioffiziers und führte ein eigenes Anwaltsbüro in der Junkerngasse. Susanne Petrig hatte irgend etwas mit Immobilien zu tun. Warum liefen sie diesem kleinen Jürg hinterher?

Und sie selbst? Warum lief sie ihm hinterher? Warum hatte sie ihm Geld gegeben, um seine Werbekampagnen zu finanzieren? Warum kleidete sie sich ihm zu Gefallen hübsch, obschon er nicht mal darauf achtete, oder doch nur selten? Warum redete sie freundlich mit diesen Krüppeln aus dem Behindertenheim, mit denen er sich dauernd umgab, wo sie doch eine Abscheu vor allem Kranken und Unästhetischen hatte?

Warum war sie überhaupt hier?

Magdalena blickte zu Christine. In den Fäusten stach es, die Augen brannten, die Qual im Rücken wurde unerträglich. Ohne weiter auf den Schmutz zu achten, lehnte sich Magdalena mit der ganzen Fläche des Rückens gegen das riesenhafte Rad des Baggers, die Beine von sich gestreckt. Es tat wohl, zu fühlen, wie der Schmerz allmählich nachließ.

Christine saß neben Jud und Jakob auf einem niedrigen Bretterstapel, Roland im Rollstuhl daneben. Sie hatte eines der kleinen Kinder im Arm. Es schien zu schlafen. Jud und Jakob wiegten keine Kinder. Jakob kaute an einem Apfel, Jud blickte unverwandt zu Jürg hinüber, der angefangen hatte, von einer Gruppe zur anderen zu gehen.

KAPITEL 15

Lukas 5

27. Und darnach ging er aus und sah einen Zöllner mit Namen Levi am Zoll sitzen und sprach zu ihm: Folge mir nach!

28. Und er verließ alles, stand auf und folgte ihm nach.

29. Und Levi richtete ihm ein großes Mahl zu in seinem Hause, und viele Zöllner und andere saßen mit ihm zu Tisch.

30. Und die Schriftgelehrten und Pharisäer murrten wider seine Jünger und sprachen: Warum eßt und trinkt ihr mit den Zöllnern und Sündern?

31. Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.

32. Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Buße, und nicht die Gerechten.

33. Sie aber sprachen zu ihm: Warum fasten des Johannes Jünger so oft und beten so viel, desgleichen der Pharisäer Jünger; aber deine Jünger essen und trinken?

34. Er sprach aber zu ihnen: Ihr könnt die Hochzeitleute nicht zu fasten treiben, solange der Bräutigam bei ihnen ist.

35. Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten.

Die Männer saßen entspannt an zwei langen, weißgedeckten Tischen. Kaffeetassen, Cognacschwenker und einige halbleere Weinflaschen standen noch herum. Der Präsident des Rotary-Clubs erhob sich.

«Ich möchte mich, auch im Namen meiner Clubmitglieder, für Ihre Erläuterungen herzlich bedanken, Herr Röthlisberger. Es war sehr interessant für uns, zu erfahren, was Sie machen und welches Gedankengut dahintersteckt. Ich bin beeindruckt, ich muß sagen, ich bin beeindruckt. Wir werden Ihrer Organisation also wie versprochen aus unserem Wohltätigkeitsfonds zweitausend Franken überweisen.» Herr Läubli lächelte verbindlich. «Auch das Mittagessen geht selbstverständlich zu unseren Lasten . . .» Seine letzten Worte gingen unter im Händeklatschen. Die Herren erhoben sich eilig und strebten dem Ausgang zu. Jürg erhob sich ebenfalls und sah ihnen nach. Dann drehte er sich ruckartig zum Tisch und trank den Rest Cognac, den sein Nachbar hatte stehen lassen. «Wär doch schade um den guten Tropfen,

wenn man ihn in den Ausguß schütten müßte.» Der Präsident des Rotary-Clubs blickte leicht irritiert von der Türe her zurück. Die beiden waren die letzten in dem schönen Raum, durch dessen Butzenscheiben die Sonnenstrahlen sanft gefiltert einfielen. «Leider muß ich mich nun ebenfalls verabschieden», sagte er höflich und schob Jürg zur Türe hinaus. «Ich darf Sie doch bitten, Herr Röthlisberger, zuhänden unseres Vorstandes ein kleines Dankschreiben zu verfassen, mit einer Aufstellung darüber, was Sie mit dem Geld genau anzufangen gedenken. — Das soll kein Mißtrauen unsererseits sein», setzte er hastig hinzu, als er Jürgs sich verdüsternde Miene bemerkte. «Es ist bei uns nun mal so Sitte, damit die Gönner auch wissen, wohin . . .»

«Es geht darum, daß sie die Idee von einer besseren Welt leben, und nicht darum, daß sie sie finanziell unterstützen», unterbrach ihn Jürg grob.

«Gewiß, gewiß», beschwichtigte Herr Dr. Läubli und bereute insgeheim bereits, daß er diesen Jürg von Spreitenbach zu ihrem allmonatlichen Rotarytreffen eingeladen hatte. «Kann ich Sie mit dem Auto noch irgendwohin bringen?»

«Nein, danke», sagte Jürg kurz. «In der Stadt benutze ich aus Prinzip kein Auto.»

Kurz darauf schlenderte er vergnügt durch die schattigen Lauben. Sommer war's, und die Stadt war wieder voll von Touristen. Die Berner, die nicht in den Ferien weilten, lagen in den Mittagsstunden drunten, auf den weiten Rasenflächen des Marzilibades. Am Meret-Oppenheimer-Brunnen drängte sich eine Gruppe Japaner, Fotoapparate vor den Augen. Längs der Front saßen Einheimische und Fremde an runden Tischen und gaben sich der Sonne hin.

Auf dem Waisenhausplatz, vor dem Turm, warteten die anderen. Die meisten der Gruppe und ein paar Mitglieder der POCH, die in letzter Zeit öfters mit dageigewesen waren, saßen dichtgedrängt um drei Tische herum und hatten Gläser mit Bier vor sich stehen. Jürg holte sich bei einem weiter entfernten Tischchen einen Stuhl und bestellte bei der wartenden Servierfrau ein Panaché.

«Heiß», meinte er lachend, «da geht nichts über einen kühlen Trunk.»

Niemand ging darauf ein. Jud empfing ihn unfreundlich. «Soso, hat sich der feine Herr Röthlisberger gut unterhalten mit den vornehmen Herren von Finanz und Wirtschaft?»

Eine der jungen Frauen vom Nebentisch rief spitz: «Wahrscheinlich gab's auch was Besseres zum Essen als bei uns. Fettige Pommes frites sind nicht jedermanns Sache.»

Jürgs gute Laune erstarb. «Ja doch, es war ein sehr gutes Essen. Wundervoll gedeckte Tische, gepflegte Atmosphäre», sagte er ruhig und nippte an seinem Panaché.

Ein Mann mit braunem, struppigem Vollbart stellte heftig sein leeres Bierglas auf den kleinen Tisch und fragte erregt: «Sag mal, Jürg, findest du das nicht ein bißchen daneben, daß du dich mit unseren ideologischen Feinden an einen Tisch setzt? Dich sogar von ihnen einladen läßt?»

Jud nickte zustimmend, und die Frau mit der spitzen Stimme ergänzte: «. . . und dir den Bauch vollschlägst mit dekadenten Fressalien?»

Jürg blickte nachdenklich zu ihr hinüber. «Was sollen diese Vorwürfe, Veronika? Sag, warum soll ich nicht auch zu den Rotariern gehen? Was bringt es, wenn ich zu euch predige? Ihr geht doch im großen und ganzen mit meiner Sicht der Dinge einig. Was soll's also? Es sind doch nicht die Gesunden, die einen Arzt brauchen, sondern die Kranken. Man muß doch nicht die Richtigdenkenden überzeugen, sondern die anderen, die, die's nicht wissen, und die, die noch nicht soweit sind.»

Der Bärtige schüttelte den Kopf. Seine ganze Haltung war Ablehnung. Auch die anderen warfen böse Blicke und begannen unter sich zu tuscheln. Jakob zog unbehaglich mit seinem Zeigefinger Ornamente aus einer Bierpfütze auf dem Tischchen, aber er sagte tapfer: «Jürg wird schon wissen, was recht ist. Er ist sicher nicht zu seinem Vergnügen zu diesen Leuten gegangen.» Diese Linken waren ihm nicht geheuer. Das sagte auch seine Mutter immer. Hüte dich vor den Kommunisten, pflegte sie zu warnen. Jürg, doch, der ist in Ordnung, ein netter junger Mann. Aber auch dieser Jud, wie der immer finster blickt. Paß auf mit dem . . .

Jürg gab Jakob, als hätte er dessen Gedanken erraten, einen aufmunternden Stups. «Laß gut sein, Köbi, und laßt uns das Leben genie-

ßen. Wenn ich wieder mal groß zum Essen eingeladen werde, nehme ich dich mit. Versprochen! Kaviar und Lachs à discrétion und Filet im Teig . . .» Jürg lachte schallend, nun wieder vergnügt. «Prost!» machte er zum brütenden Bartträger hinüber. Der Mann neben dem Bartli starrte mißtrauisch durch seine runden Brillengläser. «Ich muß schon sagen, Jürg, du machst es dir einfach. Ihr alle macht es euch ein bißchen einfach. Freßt und sauft und hurt herum, wie man so hört. Das paßt doch gar nicht zu euren Parolen. Sind die am Ende auch nur leere Sprüche?»

Martin schob den Stuhl zurück. «Wer sagt, wir fressen und saufen und huren herum? Was fällt dir eigentlich ein!»

Jud machte eine verbissene Miene. Waren sie vorher noch bereit gewesen, Jürg zu kritisieren, fühlten sie sich nun plötzlich gemeinsam angegriffen. Anni straffte den Rücken. «Was soll das heißen, Roger?» fragte sie ruhig. «Was genau willst du damit sagen?» Sie versteckte die blitzenden Augen hinter den gesenkten Lidern und spielte scheinbar unbeteiligt mit einem Bierdeckel. Diese Vorwürfe hatte sie in letzter Zeit öfters gehört. Unfaßbar. Aus irgendwelchen Hinterhalten: Jemand hatte gehört, daß jemand gehört habe, jemand soll . . .

«Man erzählt sich da so allerlei», rechtfertigte sich Roger. Sein mit Pickeln übersätes Gesicht war rot angelaufen. Aber er erhielt Schützenhilfe von seinen Kollegen. Aus der friedlich an der Sonne sitzenden Gruppe waren innert kürzester Zeit zwei streitende Parteien geworden.

Die Serviererin knallte scheppernd eine neue Runde Bier auf die Tischchen: «Geht in ein anderes Lokal, wenn ihr herumschreien wollt. Auf solche Gäste sind wir nicht angewiesen.»

«Mischen Sie sich nicht ein, Sie dumme Gans!» brüllte Jud. Anni warf ihm einen mißbilligenden Blick zu und bedankte sich dann besonders freundlich bei der Serviererin, die sich beleidigt verzog.

«Was kann die arme Frau dafür, daß du dich ärgerst», sagte Jürg überlegen und stand auf. Lässig lehnte er sich gegen den Brunnen, um den herum die Tischchen gruppiert waren, und nahm eine Pose ein, die Jud nur allzugut kannte. Er haßte Jürgs Lehrergehabe aus tiefstem Herzen. Wieder merkte er, wie ihm die Galle hochkam, und er schlug

ärgerlich mit der Faust auf das Tischchen. Eines der leeren Biergläser fiel herunter und zerbrach klirrend.

Jürg blickte auf die Scherben und fragte: «Was werft ihr mir eigentlich genau vor, ihr alle? Könnt ihr mir das sagen?» Er sagte es mit seiner Diskutierstimme, leise und durchdringend.

Er hat so unterschiedliche Stimmen, dachte Anni. Seine Diskutierstimme, seine Dozierstimme, seine Alltagsstimme. Seine zärtlich liebevolle Freundschaftsstimme, die er manchmal in der Gruppe gebrauchte. Eine Spur zärtlicher, wenn er mit Hannes sprach. Seine Distanzstimme, die so oft eine stählerne Wand zwischen ihm und der Gruppe aufbaute. Seine Bruderstimme mit dem unsicheren Unterton, wenn er mit Magdalena sprach. Welches war der wirkliche Jürg? Seine beruhigende Stimme, seine kämpferische Stimme, seine beschwörende Stimme. — Sein Streiten. Sein Schweigen. Anni seufzte und blickte ratlos auf Christine, die hingebungsvoll an Jürgs Lippen hing.

Die jungen Leute waren plötzlich still geworden und blickten abwartend auf Jürg. Sogar an den Nebentischen wurden die Gäste aufmerksam. Eine Frau flüsterte vernehmlich: «Das ist doch dieser Jürg von Spreitenbach.»

Der Bärtige stand ebenfalls auf und kniete sich mit dem einen Bein auf seinen Stuhl, das Bierglas in der Hand. «Ihr lebt ja ziemlich gut in eurer Gruppe, nicht? Ich will zwar nicht behaupten, daß ihr von den gesammelten Geldern einiges für euch abzweigt, aber . . .» Der picklige Jüngling grinste hämisch, und Jud wollte aufspringen.

«Du verdammter . . .»

Jürg drückte ihn mit der Hand auf der Schulter nieder. «Und weiter?»

Der Bärtige war etwas unsicher geworden. «Johann, von dem du doch sagst, er sei dein Freund und Vorbild und er verbreite dieselben Ideen wie du, lebt jedenfalls nicht so ausschweifend wie ihr. Er und seine Gruppe fasten öfters. Sie essen auch kein Fleisch, leben gesund und meditieren jeden Tag. Warum ihr nicht? Was hast du dazu zu sagen?»

Jürgs angespannte Miene löste sich auf in einem Lachen. «Ja, Jo-

hann», sagte er zärtlich und tauchte die Hand in den Brunnen. «Johann, mein geliebter Chörnlipickerbruder. Das ist ja gut, wenn ihr ihn euch zum Vorbild nehmt. Aber warum müssen wir deswegen ebenfalls fasten? — Liebe Freunde», setzte er leise hinzu, während er beobachtete, wie das Wasser von seinen Fingern auf den sonnenheißen Asphalt tropfte, wo es sofort verdunstete. «Liebe Freunde, sagt mal, warum soll die Hochzeitsgesellschaft fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?»

Der Bärtige ließ sich verblüfft wieder auf seinen Stuhl fallen und hielt sich an seinem Glas fest. Ein auffallend hübsches Mädchen in schwarzen Jeans, schwarzem T-Shirt und schwarzen Haaren mit Punkfrisur schlang ihm den Arm um den Hals.

«Laß doch diesen Wahnsinnigen, Beat», flüsterte sie hörbar. «Was läßt du dich auch immer in solche Diskussionen ein?»

KAPITEL 16

Lukas 5

15. Es kam aber die Sage von ihm immer weiter aus, und kam viel Volks zusammen, daß sie hörten und durch ihn gesund würden von ihren Krankheiten.

Sarina ist aus Deutschland gekommen, doch unser Zusammensein stand diesmal unter keinem glücklichen Stern: zu lange gewartet, zu lange herbeigesehnt. Seit Wochen das Träumen jede Nacht mit dem Pochen in der Möse, dem Marienkäferchengekrabbel im Bauch, Sommer-Gaukel-Bilder im Kopf. Seit Wochen jeden Abend vor dem Einschlafen die Vorstellung von der ersten Umarmung, dem gegenseitigen Versinken in der Wärme der andern . . .

Und dann der Tag X: eine Begrüßung, der Vertrautheit fehlte, eine Umarmung, in die sich in der Zeit der Trennung eine unbestimmte Fremdheit eingeschlichen hatte. Dazu das Wissen, daß hinter jedem der unzähligen Sonnmattfenster neugierige Augen lauern konnten, lüsterne Blicke.

Später im Zimmer, bei lauwarmem, aus der Kantine heraufgeholtem Kaffee der Versuch, sich mit Worten näherzukommen. Irritierend hinter der schlecht schließenden, beige gestrichenen Zimmertür die vertraut-verhaßten Sonnmatt-Tag-Gang-Geräusche: das Surren der Elektrorollstühle, das Lachen der Betreuerinnen, eilige Schritte. Und immer wieder dieses Summen, wenn jemand in einem der Zimmer die Rufglocke betätigte und draußen im Gang das rote Lämpchen aufleuchtete.

Was hast du gemacht, die letzten Tage?

Wie geht es mit dem Studium?

Wie ist die Stimmung in der Sonnmatt?

Fragen, längst in den langen Telefonaten der letzten Wochen beantwortet. Fragen, zur Verlegenheitskonversation verkommen.

«Wir könnten heute abend an ein Meeting mit Jürg von Spreitenbach gehen. Er redet auf der Münsterplattform. Es wird um die Kundgebung vom nächsten Samstag gehen. Thema: Saubere Umwelt in Frieden und Freiheit. Hättest du Lust?» fragte ich, um das Gespräch nicht versanden zu lassen. «So würdest du ihn mal kennenlernen. Sicher wäre Jürg interessiert an Verbindungen nach Deutschland. Du könntest bei euch . . .»

Sarina erstarrte. Ihr eben noch fremd-freundliches Gesicht überzog sich mit Ablehnung wie eine Wasserfläche mit Wolkenschatten. «Jetzt reicht es mir aber, Frieda», flüsterte sie erbot und stellte die Sonnmatt-Tassen mit dem braunen Rand klirrend ineinander. «Jetzt ist es wirklich genug. Ich habe die Nase voll von deinem Jürg von Spreitenbach und seinen Parolen. Immer nur Jürg, Jürg. An jedem Telefon, in jedem Brief. Mal schimpfst du über ihn, mal zitierst du ihn. Ist dir dieser Mensch eigentlich wichtiger als ich es bin?»

«Aber nein nein, Sarina, Liebste. Was sagst du da», verteidigte ich mich erschrocken. «Nein, natürlich ist er mir nicht wichtiger. Das ist doch was ganz anderes. Er . . . ich weiß nicht, er . . . Du müsstest halt mal eine seiner Reden hören, anstatt . . .»

Genug, genug.

Die seit Wochen gestaute Zärtlichkeit löste sich auf in einem heftigen Streit. Wieder einmal hockten wir wie zwei Katzen einander gegenüber und fauchten uns an: böse, verletzt, verletzend . . .

«Du immer mit deinen Typen», giftelte Sarina. «Daß du immer noch von Männern schwärmen kannst, nach allem, was sie dir angetan haben, nach allem, was sie der Menschheit angetan haben, nach allem, was sie den Frauen angetan haben . . . Pfui, wie eklig.»

Genug, genug. Wütend rollte ich los, wollte ihr ins Schienbein fahren, fest, mit aller Kraft. Mit den scharfen Kanten rein ins weiche Fleisch; wehtun, wenn sie mir wehtut. Aber sie erkannte die Absicht, schwang sich im letzten Moment aufs Bett, zog die Beine hoch und

lachte triumphierend. Die goldenen Sternchen, die sie sich vorher mit etwas Spucke und Hautcreme auf Wangen und Stirn geklebt hatte, regneten herunter, fielen auf den weißen Bettüberwurf und auf Sarinas Oberschenkel in den prallsitzenden Jeans. Kleine neckische Funken auf dem blauen Stoff. Hübsch sah es aus. Hübsch auch Sarinas empörter, kindlicher Schmollmund und die zerzausten blonden Locken, die ihr in die Stirn hingen. Plötzlich mußte ich lachen über uns. Wie dumm wir sind, wiedummwiedummwiedumm, wie blöd, wieblöd-wieblödwieblöd . . .

«Weißt du was, Sarinchen. Du bist die schönste Frau auf der Welt. Wirklich! Seien wir friedlich, genießen wir die wenigen Stunden, die uns bleiben.»

Sarina zog sich grollend in die Ecke des Bettes zurück und lehnte sich, die Arme um die hochgezogenen Beine geschlungen, an die Wand. Das letzte Sternchen klebte noch auf ihrer Nase. «Aber nur, wenn du keinen einzigen Mann mehr erwähnst heute abend, auch keine Parolen dieses Jürgs von Spreitenbach. Nichts von Jud, nichts von Andreas, nichts von Simon.»

«Einverstanden», sagte ich. «Vergessen wir alle Typen dieser Welt. Leben wir f.f.f.f., friedlich-fromm-frisch-frauenliebend.»

Sonnmatt-Nacht-Gang-Geräusche: jede Viertelstunde das Schlagen der Turmuhr, starker Wind, der um die Betonwände der Sonnmatt pfeift, vereinzelt Motorengeräusch von der nahen Autobahn. Hie und da das Summen der Glocke, wenn ein Pensionär nach der Nachtschwester verlangt, rasch verklingende Schritte im langen Korridor . . . Und zwei Frauen, die versuchten, ihre Lust nicht laut werden zu lassen.

KAPITEL 17

Lukas 6

20. Und er hob seine Augen auf über seine Jünger und sprach: Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer.

21. Selig seid ihr, die ihr hier hungert; denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr hier weinet; denn ihr werdet lachen.

22. Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern und schelten euch und verwerfen euren Namen als einen bösen um des Menschensohns willen.

23. Freuet euch alsdann und hüpfet; denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel. Desgleichen taten ihre Väter den Propheten auch.

24. Aber dagegen weh euch Reichen! denn ihr habt euren Trost dahin.

25. Weh euch, die ihr voll seid! denn euch wird hungern. Weh euch, die ihr hier lachtet! denn ihr werdet weinen und heulen.

26. Weh euch, wenn euch jedermann wohlredet! Desgleichen taten ihre Väter den falschen Propheten auch.

27. Aber ich sage euch, die ihr zuhört: Liebet eure Feinde; tut denen wohl, die euch hassen;

28. segnet die, die euch verfluchen; bittet für die, so euch beleidigen.

29. Und wer dich schlägt auf einen Backen, dem biete den andern auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock.

30. Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder.

31. Und wie ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr.

32. Und so ihr liebet, die euch lieben, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber.

33. Und wenn ihr euren Wohltätern wohl tut, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder tun das auch.

34. Und wenn ihr leihet, von denen ihr hofft zu nehmen, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß sie Gleiches wieder nehmen.

35. Vielmehr liebet eure Feinde; tut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein; denn er ist gütig über die Undankbaren und Bösen.

Lukas 19

47. Und er lehrte täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Vornehmsten im Volk trachteten ihm nach, daß sie ihn umbrächten;

48. und fanden nicht, wie sie ihm tun sollten; denn alles Volk hing ihm an und hörte ihn.

«Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Erde und sogar das Weltall erforscht hat, es seiner Seele aber immer verschissener geht?» rief Jürg ins Mikrofon. «Seid froh, wenn ihr nicht zu den Reichen zählt. Es ist leichter, sich selber zu verwirklichen, wenn man nicht einen Geldsack hinter sich herschleppen muß. Seid froh, wenn ihr euch mäßigen müßt. Die Vollgefressenen können nicht mehr denken. Seid froh, wenn ihr noch weinen könnt. Das Lachen ist dann um so schöner. Seid froh, wenn die Leute euer Tun und Reden kritisieren. Wenn sie euch akzeptieren und loben, dann ist etwas faul an der Sache. Es kann uns nur recht sein, wenn uns die Gesellschaft verurteilt, denn wir haben ja andere Werte als sie.

Paßt auf, ihr Reichen, mit euch wird man kein Erbarmen haben.

Paßt auf, ihr Vollgefressenen, die Hungernden der Welt werden kommen.

Paßt auf, ihr, denen man schönredet. Auf Schmeicheleien konnte man noch nie bauen.»

Jürg klopfte auf den Tisch, der vor ihm stand. Jemand hatte einen Strauß Blumen darauf gestellt. Hinter ihm eine leuchtend blaue Wand, die leicht flimmerte. Jürg entzündete sich an seinen eigenen Worten. Seine Nasenflügel vibrierten leicht. Nach einer kleinen Pause sprach er weiter:

«Hört auf das, was ich sage: Die Liebe ist das Höchste. Liebet einander und auch euch selber. Liebt auch die, die durch ihre eigene Liebesunfähigkeit unliebenswert geworden sind. Liebet, auch wenn ihr nicht wiedergeliebt werdet. Liebet, liebet, liebet! Es gibt wirklich genug Haß in der Welt . . .»

Herr Dr. Moser stand auf und stellte den Fernseher ab. Vielsagend blickte er zu den beiden Herren hinüber, die gleich ihm, in tiefe Ledersessel gelehnt, das Whiskyglas zwischen den Fingern, der Sendung gefolgt waren. Er setzte sich wieder hin und drehte sich schwungvoll im Drehstuhl den beiden zu. Sie schauten ihn fragend an, und über Herrn Direktor Großmanns Gesicht glitt ein spöttisches Lächeln. Er war groß und blond und sportlich-elegant gekleidet. Ingeheim verachtete er die beiden anderen. Langweilige Krawattenheinis, pflegte er

sich bei seiner Freundin über sie lustig zu machen. Er füllte sein Glas nochmals nach und sagte leichthin: «Sie wollen doch wohl nicht sagen, lieber Herr Moser, daß Sie diesem Jürg von Spreitenbach irgendwelche Bedeutung zumessen? Ich bitte Sie! Das ist wieder mal einer dieser jungen Schwärmer. Niemand nimmt ihn ernstlich für voll.»

Dr. Moser setzte sein Glas mit einem Ruck auf das polierte Tischchen neben seinem Stuhl. «Eben doch», sagte er erregt. «Das ist ja das Gefährliche an diesem Menschen, daß ihn niemand von uns ernst nimmt. Aber das Volk strömt ihm zu und jubelt ihn hoch. Er hat eine wahre Massenhysterie in Sachen Liebe ausgelöst. So ungefährlich, wie Sie denken, Herr Großmann, ist dieser Mensch nicht.»

Direktor Großmann zuckte die Schulter. «Die Leute jubeln der Queen von England genauso zu wie dieser jungen Sängerin . . . wie heißt sie doch nur?»

«Madonna», warf Dr. Witsch ein, der froh war, auch etwas sagen zu können. Großmann machte eine unwillige Bewegung. «Die meine ich nicht, aber es ist ja auch egal. — Ich jedenfalls glaube nicht, daß wir diesen Typ so wichtig nehmen müssen, mein lieber Herr Moser. Das Volk braucht — wie soll ich sagen — es braucht . . . nun ja, es braucht Vorbilder. Und solange die so harmlos sind wie dieser Jürg, braucht uns das ja nicht zu beunruhigen.»

Herr Dr. Witsch nickte eifrig. Aber Moser lehnte sich zurück und schüttelte den Kopf. «In den letzten Monaten haben vier meiner Leute Bankgeheimnisse ausgeplaudert, und Jürg von Spreitenbach hat diese Informationen in seinen Reden gegen die Banken verwendet — vor zweitausend Menschen! Mein gesamtes Personal hat sich geschlossen hinter die vier Leute gestellt. Ich konnte so gut wie nichts gegen sie ausrichten. Sogar meine eigene Tochter wendet sich gegen mich und ist in eine dieser Kommunen gezogen, die in letzter Zeit wieder überall am Entstehen sind.»

Witsch beugte sich vor. «Was machen sie denn dort?» erkundigte er sich gierig. «Soviel ich weiß, predigt diese Sekte doch auch die freie Liebe. Ich habe da haarsträubende Sachen gehört. Macht Ihre Tochter alles mit? Haben Sie keine Bedenken wegen Aids?»

Herr Moser erhob sich und stellte die Whiskyflasche in die Bar zurück. «Ich darf doch sehr bitten», sagte er kühl.

KAPITEL 18

Lukas 9

43. Und sie entsetzten sich alle über die Herrlichkeit Gottes. Da sie sich aber alle wunderten über alles, was er tat, sprach er zu seinen Jüngern:

44. Fasset ihr zu euren Ohren diese Rede: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in der Menschen Hände.

45. Aber das Wort verstanden sie nicht, und es war vor ihnen verborgen, daß sie es nicht begriffen. Und sie fürchteten sich, ihn zu fragen um dieses Wort.

«Halt endlich still!» sagte Christine scharf. «So kann ich die Wunde doch nicht reinigen, wenn du ständig referierst und herumfuchtelst.» Sie hielt einen Wattebausch in den Fingern und betupfte damit Juds verschrammte, blutverkrustete Stirn. Jud saß auf dem altmodischen Kanapee im Hinterzimmer von Pierres Schwiegermutter. Wieder einmal hatten sie sich hierhergerettet. Frau Joss trat ein mit einer Schüssel heißem Wasser und frischen Tüchern.

«Hol den Verbandskasten im Bad, Pierre!» befahl sie, setzte sich neben Jud und begann vorsichtig, ihm Gesicht und Oberkörper zu waschen. Das blutbefleckte Hemd lag zerknüllt am Boden. Pierre löste sich widerwillig von der Wand, an der er wie ein Felsklotz gelehnt hatte. Mit finsterer Miene verschwand er im Bad. Die anderen der Gruppe hockten niedergeschlagen auf Stühlen und auf dem Boden herum. Auch Andreas und Jürg hatten Wunden und überall blaue Flecken. Anni drückte ein Taschentuch vor die Augen, und Hannes weinte in einer Ecke vor sich hin. Weit entfernt hörte man die Sirenen eines Polizeiautos.

«Wie konnte das nur kommen?» fragte Frau Joss kopfschüttelnd in die Stille hinein. «Es war doch eine bewilligte Demo, auch für eine gute Sache. — Saubere Umwelt ist eine gute Sache, nicht wie damals

diese dubiosen Forderungen während der Jugendunruhen. Und später, diese Zaffarayaner, oder wie sie heißen . . .» Sie blickte, Bestätigung heischend, in die Runde. Pierre, der eben mit einem hölzernen Erste-Hilfe-Kästchen unter dem Arm zur Türe hereinkam, hatte die letzten Worte mit angehört.

«Das verstehst du nicht, Mutter», sagte er schnell, aber Martin war schon aufgesprungen.

«Jetzt kommen Sie auch noch mit diesem Quatsch, Frau Joss. Dubiose Forderungen . . . Unsere Forderungen waren damals genauso legitim wie die von heute. Nur hat man uns eben in den Zeitungen als verwahrloste Chaoten hingestellt. Und Sie, wie jeder andere Füdlbürger, übernehmen das einfach alles. Unhinterfragt. Hirnlos. Ich muß schon sagen, ich . . .» Martin zitterte vor Wut.

Anni nahm das Tuch von den Augen, erhob sich schwankend und legte den Arm um sie. «Komm, laß gut sein, Martin», sagte sie. bring unsere gute Frau Joss nicht auch noch durcheinander. Schließlich müssen wir dankbar sein, daß sie weiter zu uns hält, jetzt, wo uns viele andere fallenlassen. Wir sind ja auch froh, daß wir bei ihr wieder einmal unsere Wunden lecken können.» Annis Augen waren entzündet und tränten fortwährend. Trotz des Gesichtsschutzes hatte sie eine tüchtige Dosis Tränengas erwischt.

Jud lachte grimmig. «Glaubt ihr es nun, liebe Leute? Glaubt ihr es mir nun endlich? Ich habe euch ja immer gesagt, Bürgerkrieg ist das, was wir hier erleben, hier in der sauberen, braven, biederen Schweiz. Knallharter Bürgerkrieg. Die Mächtigen im Lande zeigen ihre Macht schon lange offen und schamlos, und ihr faselt immer noch von Frieden und Feindesliebe. Haha, daß ich nicht lache . . . Habt ihr sie nun gesehen, die Tschuggerei? Gepanzert wie im Mittelalter, bewaffnet bis an die Zähne. Habt ihr sie nun gehört die Worte», seine Stimme wurde schneidend: «Aggressive Elemente haben die Konfrontation gesucht . . . Tränengas wurde zur Abschreckung und nicht im Nahkampf eingesetzt. Das ist doch eine Kriegssprache, Leute. Tränengas von der Giftklasse 5, das ist Kriegsmunition. Ja, wenn das nicht . . .»

«Beruhigen Sie sich, Herr Meier», sagte Frau Joss. «Sie dürfen sich nicht so aufregen, Sie müssen sich jetzt . . .»

»Beruhigen Sie sich, Herr Meier«, äffte Jud sie mit überschnapper Stimme nach. «Beruhigen Sie sich, im Sarg werden Sie ruhig schlafen.» Er ließ sich auf das Kanapee zurückfallen und schloß die Augen. Seine Wunde hatte wieder zu bluten begonnen. Mit einer unwirschigen Bewegung wischte er sich das Rinnsal aus den Augen. Dann hielt er die Hand vor sich hin und betrachtete irritiert seine verschmierten Finger. Immer neues Blut quoll aus der Stirnwunde. Christine wurde kreideweiß und betrachtete ihn entsetzt.

«Wir müssen einen Arzt holen», flüsterte sie mit zitternden Lippen, «er verblutet sonst.»

Jud erwachte aus seiner Erstarrung, brüllte: «Scheiß drauf!» und wischte sich die Finger an den schmutzigen Jeans trocken. «Willst du mich ins Gerede bringen? Oder etwa ins Gefängnis?»

Nun redeten alle durcheinander. Chantal fauchte böse und zog die verstörte Christine neben sich auf einen Stuhl. «Laß ihn, soll er doch verbluten wie ein Schwein, wenn ihm das lieber ist.»

Hannes wischte sich die Tränen von den Wangen und kauerte in seiner Lieblingsstellung zu Jürgs Füßen. Er spürte die Wärme an seinem Rücken, spürte Jürgs Zehen, die sich durch die dünnen Turnschuhe in seine Hinterbacken drückten. Er empfand unendliche Zärtlichkeit für Jürg. Aber von Jürgs Seite her kam nichts. Es war, als stünde eine undurchdringliche Wand zwischen ihnen.

«Was meinen eigentlich Sie zu dem ganzen Unglück, Herr Röthlisberger?» fragte Frau Joss in den allgemeinen Disput hinein. «Sie haben noch gar nichts gesagt.» Ihre Stimme hatte einen leicht vorwurfsvollen Ton, während sie sich gleichzeitig verlegen wieder an Juds Wunde zu schaffen machte. Jud wehrte ihre Hand ärgerlich ab und schlüpfte in das verschmutzte, blutbefleckte Hemd.

«Genau», sagte er lauernd, «gestern haben dir noch Hunderte von Leuten zugejubelt. Es gibt sogar Gerüchte, du hättest einen Jungen geheilt. Wie steht es denn jetzt mit deiner Popularität? Wo ist deine Solidarität mit uns, mit all den vielen, die heute von der Polizei zusammengeschlagen worden sind?»

Anni nahm das Tuch von ihren tränenden, schmerzenden Augen. «Ach ja, Jürg», meinte sie. «Du mußt deine Beliebtheit nun ausnützen und unter die Leute gehen. Eine Rede halten. Du mußt erklä-

ren, wie es heute wirklich ablief, bevor die Zeitungen wieder alles verdrehen. Vielleicht gelingt es dir sogar, nochmals im Fernsehen zu kommen.»

«Genau, du mußt öffentlich das Vorgehen der Polizei kritisieren und Schadenersatz fordern», doppelte Jakob eifrig nach. «Genugtuung für alle Verletzten, Entschädigung für die verdorbenen Kleider . . .»

Jürg schwieg.

Hannes drehte sich um und schüttelte ihn an den Knien. «Sag was, bitte.» Seine Stimme klang kindlich, flehend. «Jürg! Bitte!»

Jürg stand auf, strich Hannes übers Haar und schob ihn dann von sich, wie er ihn schon oft von sich geschoben hatte. «Versucht zu verstehen, wenn ihr überhaupt versteht, es zu hören», sagte er dunkel. «All diese klatschenden Menschen werden auch klatschen zu meinem Tod . . . Es muß so sein.»

Er glitt mit lautlosen Schritten durch den Raum in den Gang hinaus und schloß die Türe hinter sich. Als Pierre sie Augenblicke später wieder öffnete, drang nur noch die kalte Nachtluft in die heiße Hinterstube.

«Was meint er denn damit schon wieder?» fragte Anni kopfschüttelnd.

«Frag ihn doch», meinte Martin gehässig. Er stand auf und begann mit einem Wattebausch die eigenen Wunden am Oberarm zu desinfizieren. Gerda war ebenfalls aufgestanden und half ihm.

«Der Kerl ist mir manchmal unheimlich», sagte sie ratlos. In ihren braunen Augen lag Furcht.

KAPITEL 19

Lukas 23

18. Da schrie der ganze Haufen und sprach: Hinweg mit diesem und gib uns Barabbas los!

19. (welcher war um eines Aufruhrs, so in der Stadt geschehen war, und um eines Mords willen ins Gefängnis geworfen.)

20. Da rief Pilatus abermals ihnen zu und wollte Jesum loslassen.

21. Sie riefen aber und sprachen: Kreuzige, kreuzige ihn!

22. Er aber sprach zum drittenmal zu ihnen: Was hat denn dieser Übles getan? Ich finde keine Ursache des Todes an ihm; darum will ich ihn züchtigen und loslassen.

23. Aber sie lagen ihm an mit großem Geschrei und forderten, daß er gekreuzigt würde. Und ihr und der Hohenpreister Geschrei nahm überhand.

24. Pilatus aber urteilte, daß ihre Bitte geschähe,

25. und ließ den los, der um Aufruhrs und Mords willen war ins Gefängnis geworfen, um welchen sie baten; aber Jesum übergab er ihrem Willen.

Es ist immer wieder schlimmer, als man es für möglich hält. Immer wieder werde ich überrumpelt vom Geschehen in einer Wirklichkeit, die Ausfluß eines bösen Traums zu sein scheint. Gestern rollte ich in den Aufenthaltsraum. Ich hoffte, Jolanda dort zu treffen. Max, Claudius und Peter saßen wie gewohnt vor dem Fernseher und stierten gelangweilt auf das farbige Flimmern. Peter hielt das Fernbedienungsggerät auf den Knien und drückte mit seinen lahmen Fingern mühsam, aber unentwegt auf die verschiedenen Tasten: lauter, leiser, heller, dunkler, Programmwechsel . . . Claudius' Kopf schaukelte hin und her. Was hat er nur davon, dachte ich mechanisch, er sieht ja nichts. Zwanghaft blickte auch ich auf den Bildschirm . . . Nachrichten. Berichterstattung von einem Kriegsschauplatz irgendwo auf der Welt: Vermummte Gestalten, Gewehre im Anschlag, geschossen aus dem Hinterhalt auf eine Menschenmenge. Rauch vernebelte Teile im ruckartig sich bewegenden, ungenauen Bild. Detonationen waren zu hören, Schreie, undeutliche Flüche. Einer der Vermummten schlug mit einem Knüppel auf eine am Boden liegende Frau ein, zwei andere stießen einen jungen Mann mit auf den Rücken gedrehten Armen vor sich her. Der Kameramann schien unter Lebensgefahr zu filmen.

«Die Polizei ging mit großem Aufgebot gegen die Demonstranten vor», sagte die unpersönliche Stimme eines Kommentars. Die Polizei ging mit . . . Wie? — Entsetzt realisierte ich, daß es sich bei den Mauern im Hintergrund um die des Bundeshauses handelte und bei den Vermummten um Schweizer Polizei in Kampfausrüstung. Gebannt blickte ich auf das Bild. Pierre! Das war Pierre. Deutlich erkannte ich seine breite, hohe Gestalt. Er löste sich unvermittelt aus einer zusammengedrängten Menschengruppe, stürmte auf den Dreinschlagenden zu, riß ihn von der Frau weg, hob sie hoch und warf sie sich über die Schultern. Deutlich sah man die erschrockenen Mienen der Menschen, die ihm hilfsbereit die Hände entgegenstreckten, und das blutüberströmte Gesicht eines jungen Mädchens — klick machte es —, die schöne Frau in Abendrobe beugte sich über einen schlafenden Offizier. «Ich muß jetzt gehn, Liebling», flüsterte sie mit samtener Stimme. «Ade, vergiß mich nicht.» — Ich war so verblüfft, daß mein Gehirn einige Sekunden brauchte, bis es begriff.

«Schalte sofort wieder auf den Schweizer zurück!» fuhr ich Peter an. «Aber schnell, ich will das sehen.»

«Ach, ist doch nur langweiliges Gestärm.»

Klick. Vom engelhaften Gesicht des schlafenden Offiziers schaltete das Bild über auf eine wilde Verfolgungsjagd auf Pferden durch die Wüste und dann — klick — zu Werbung. «Frolic schmeckt jedem Hund . . .»

«Ich will die Nachrichten sehen, du Idiot», herrschte ich Peter an, «schnell, schalte zurück», und er brummte: «Meinetwegen, wenn du dir diese Krawallbrüder ansehen willst.»

Klick. Der Wagen der Polizei fuhr vor mit der Tränengasmischung und den Spritzschläuchen. Hundertsiebzigttausend hat er gekostet, dachte ich unwillkürlich. Mit dem Geld könnten sie drei Jahre das Jugendzentrum finanzieren. Eine Gruppe Demonstranten floh über den Bundesplatz zwischen geparkten Autos hindurch Richtung Bärenplatz. Sacht blendete das Bild aus. «Und nun das Wetter . . .»

KAPITEL 20

Lukas 20

20. Und sie stellten ihm nach und sandten Laurer aus, die sich stellen sollten, als wären sie fromm, auf daß sie ihn in der Rede fingen, damit sie ihn überantworten könnten der Obrigkeit und Gewalt des Landpflegers.

21. Und sie fragten ihn und sprachen: Meister, wir wissen, daß du aufrichtig redest und lehrest und achtest keines Menschen Ansehen, sondern du lehrest den Weg Gottes recht.

22. Ist's recht, daß wir dem Kaiser den Schoß geben, oder nicht?

23. Er aber merkte ihre List und sprach zu ihnen: Was versucht ihr mich?

24. Zeiget mir einen Groschen! Wes Bild und Überschrift hat er? Sie antworteten und sprachen: Des Kaisers.

25. Er aber sprach zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!

26. Und sie konnten sein Wort nicht tadeln vor dem Volk und wunderten sich seiner Antwort und schwiegen stille.

Es ist Herbst geworden — eigentlich schon lange: erst übersehen, doch jetzt deutlich sichtbar. Die Blätter der Kastanien oben in der Elfenau und auf der Münsterplattform waren schon im Juli braun und geschrumpelt. Und auch die anderen Stadtbäume sehen ungesund aus. Jedesmal, wenn es mir bewußt wird, verknotet sich mein Magen. Doch niemand von den vielen Menschen, die unbekümmert durch die Stadt streifen, die im Auto zur Arbeit fahren und abends, im Stoßverkehr, wieder zurück, scheint sich daran zu stören. Wie wird sich diese Welt weiterentwickeln? Wenn meine beiden kleinen Nichten zu Besuch kommen, betrachte ich sie mit ratlosem Mitleid. Arme Kinder, die diese Nicht-Zukunft vor sich haben, in eine Welt hineingebohren, deren letzte Lebensäfte langsam austrocknen und durch Synthetiksäfte ersetzt werden. Dreh dich nicht um, Frau Lot, nach den Zerstörungen, die die Herren angerichtet haben. Dreh dich nicht um, Frau Lot, der Herr hat's verboten . . .

Sarina war einige Male hier, und zweimal fuhr ich nach Deutschland. Ein paar Ferientage Ende September verbrachten wir zusammen in Frankreich an unserem Paradiesplätzchen, wo wir die letzten zwei Jah-

re mit Gerda zusammen waren und zu dritt gezeltet hatten. Sarina fragte nicht viel nach ihr, und ich erzählte nicht viel. Ich erwähnte nur, daß ich Gerda schon lange nicht mehr gesehen hätte, aber nichts davon, daß mich ihr Fernbleiben verletzt. Wir lagen faul an der Sonne. Sarina schwieg und spuckte Olivenkerne in das schilfumstandene Wasserbecken, in dem wir letztes Jahr zu dritt, nackt und unbeschwert, stundenlang herumgeplanscht waren. Gerda fehlte, aber sie gehört zu jenen sonderbaren Tabuthemen, die mit Jürg von Spreitenbach zusammenhängen.

Jürg von Spreitenbach. — Er zog, nachdem er die siebzig Leute ausgeschickt hatte, den ganzen Sommer über in der Schweiz umher und hielt vor voll besetzten Sälen oder unter offenem Himmel seine Reden. Doch jetzt sind er und seine Anhänger wieder in die Stadt zurückgekehrt — wie Zugvögel. Jürg scheint an hundert Orten zugleich zu sein. Die Zeitungen sind des Lobes oder des Schimpfes voll. Für die einen ist er ein neuer Guru, für die anderen ein politischer Wirrkopf. Die einen munkeln, er lasse sich von den Grünen für den Nationalrat aufstellen, die anderen sagen, Jürg habe mit Politik nichts am Hut.

Gestern habe ich ein Zeitungsinterview mit ihm im Tagblatt gelesen, ganzseitig, Frontseite, wo sonst nur Weltaktualitäten stehen. Der Journalist schien ihn reinlegen zu wollen. Ich hörte beim Lesen förmlich den hinterhältigen Ton: Sie sind doch gewissermaßen für die Anarchie, Herr Röthlisberger. Die Anarchie ist aber gegen den Staat, verneint ihn, will ihn abschaffen. Sie zahlen also auch keine Steuern, Jürg von Spreitenbach, sehe ich das richtig? Sollen wir alle keine Steuern mehr bezahlen?

Jürg Röthlisberger: An mir wird der Staat ohnehin nicht reich. Aber das ist ja wohl nicht Ihre dringlichste Frage, Steuern oder keine Steuern. Gebt doch meinetwegen dem Staat, was er braucht. Doch mißtraut denen, die den Staat repräsentieren . . .

KAPITEL 21

Lukas 6

13. Und da es Tag ward, rief er seine Jünger und erwählte ihrer zwölf, welche er auch Apostel nannte:

14. Simon, welchen er Petrus nannte, und Andreas, seinen Bruder, Jakobus und Johannes, Philippus und Bartholomäus,

15. Matthäus und Thomas, Jakobus, des Alphäus Sohn, Simon, genannt Zelotes,

16. Judas, des Jakobus Sohn, und Judas Jschariot, den Verräter.

Lukas 7

25. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen sehen in weichen Kleidern? Sehet, die in herrlichen Kleidern und Lüsten leben, die sind an den königlichen Höfen.

26. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja ich sage euch, der da mehr ist denn ein Prophet.

27. Er ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesicht her, der da bereiten soll deinen Weg vor dir.

28. Denn ich sage euch, daß unter denen, die von Weibern geboren sind, ist kein größerer Prophet denn Johannes der Täufer; der aber kleiner ist im Reich Gottes, der ist größer denn je.

29. Und alles Volk, das ihn hörte, und die Zöllner gaben Gott recht und ließen sich taufen mit der Taufe des Johannes.

30. Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten verachteten Gottes Rat wider sich selbst und ließen sich nicht von ihm taufen.

Jürg hat zwölf engere Mitarbeiter. Sie nennen sich „die Gruppe“. Wie Wahlhelfer begleiten sie ihn, unterstützen ihn, übernehmen Arbeiten für ihn . . . Ich kenne mittlerweile alle beim Namen. Jedem Kind sind die Namen geläufig: Andreas, Martin, Gerda, Christine, Anni, Chantal, Hannes, Jakob, Thomas, Simon, Pierre und Jud. Keine Ahnung, wovon die leben. Gerda hat im Spital Urlaub genommen, und Andreas geht kaum mehr an die Uni. Jürg scheint immer genug Geld zu erhalten von seinen Anhängern.

Andreas habe ich seit dem Frühling kaum mehr gesehen. Die Nachmittage mit ihm sind rar geworden. Und wenn wir uns doch wieder mal treffen, geraten wir meist in Streit oder in eine dieser mühsamen,

endlosen Diskussionen um Macht und Widerstand und Gott und die Welt. Oft bin ich wütend auf Andreas, wütender noch bin ich auf diesen Jürg Röthlisberger. Er ist schuld, daß ich Andreas kaum mehr und Gerda überhaupt nicht mehr sehe. Er ist schuld an so manchen Auseinandersetzungen und Streitereien. Bei Sarina darf ich seinen Namen nicht positiv in den Mund nehmen, sonst springt sie mir an den Kopf. Vor Andreas darf ich ihn nicht kritisieren, sonst springt Andreas mir an den Kopf. Jedesmal, wenn Jürgs Name irgendwo in irgendeinem Zusammenhang erwähnt wird, gibt es Krach, Emotionen. Jolanda hatte hier im Wohnzentrum gedruckte Reden von Jürg verteilt und bekam prompt einen gepfefferten Verweis von der Direktion. Politische Agitation sei verboten in der Sonnmatt . . . und so fort. Jolanda hat natürlich ausgerufen wie ein Wald voll Affen und ich habe sie unterstützt, mehr pflichtbewußt als aus innerer Überzeugung; denn ich finde sie in letzter Zeit reichlich fanatisch. Wenn sie anfängt zu predigen, verziehen sich alle. Aber eigentlich hat sie doch recht mit dem, was sie sagt. Nur hört das hier eben niemand gern, wenn sie die Behindereten dazu aufruft, sich zu wehren, einzustehen für Menschenwürde und so.

Etwas an diesem Jürg reizt zu Widerspruch, doch er liefert mir keine Argumente für meine Ablehnung. Er benützt Menschen und setzt sie ein zur Verbreitung seiner Ideen, ja — doch das machen andere auch, und an seinen Ideen ist eigentlich nichts auszusetzen. Es ist die Vision einer besseren, gerechteren Welt hier unten und ein überzeugender Anspruch auf die Welt dort oben, oder dort drüben, oder da drin, in mir . . . Eine bessere gegenwärtige und zukünftige Welt wollen wir alle, oder etwa nicht? Und etwas subito, bitte.

Ach, ich weiß doch nicht. Zwiespältig ist dieser Mensch auf jeden Fall, hat er ja selbst gesagt, damals im Frühling, in jener Rede in der Elfenu (wie lange ist es her): «Es wird viel Streit geben . . .» Recht hat er. Unfrieden sät er allerdings. Einige nennen es sogar „Aufwiegelung“. Jürgs Bruder, dieser Johann Rosental, sitzt seit Wochen in Zürich in Untersuchungshaft. Es ist zwar nicht so ganz klar, was man ihm alles anlastet, aber die Polizei ließ verlauten, es handle sich um

„terroristische Machenschaften“. — Wie das nur schon tönt. Wo die überall Terroristen vermuten . . . Wenn nicht andere unter den Auswirkungen dieser paranoiden Ängste zu leiden hätten, wär's zum Lachen. In Isolationshaft haben sie Johann gesetzt. Allein, ohne Kontakt zur Außenwelt, ohne Kontakt zu anderen Leuten, außer zu den Wärtern und dem Untersuchungsrichter. Wenn das nicht Mord ist — jemanden so auszuschalten. Manchmal denke ich, ein Strick wäre ehrlicher.

Und Jürg Röthlisberger von Spreitenbach ist gewiß einer der nächsten, der drankommt. Der ist doch zu eifrig, zu ehrlich, zu radikal. Und er hat dank seinen vielen Anhängern aus allen Kreisen überall seine Nase drin. Sowa lassen sich weder die Mächtigen noch die braven Schweizerbürger bieten, nicht mal von einem kleinen, unbedeutenden, herzlichen Spinner.

KAPITEL 22

Lukas 6

41. Was siehst du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr?

42. Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt stille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen, — und du siehst selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, zieh zuvor den Balken aus deinem Auge und siehe dann zu, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest!

Es war Absicht. Der Buschauffeur mußte sie gesehen haben. Andreas war gerade dabei gewesen, das Kleingeld für das dritte Billett in den Geldschlitz zu stecken, und Jakob hatte im Wageninnern auf den Türöffnungsknopf gedrückt. Doch der Bus fuhr davon. Schadenfroh grinssende Gesichter, Jakobs verblüffter Blick und die „Schwarzfahren ist unfair“-Kleber zogen dicht an Jürgs Augen vorbei. Beinahe wäre er gestürzt und unter die Räder geraten.

«Verdammtes Saupack», fluchte Andreas hinter ihm. Er schmiß zwei Schachteln mit Flugblättern auf einen der orangefarbenen schalenförmigen Plastiksitze an der Rückwand des Bushäuschens und setzte sich auf den Platz daneben.

Jürg drehte sich langsam um. Über Andreas hing ein doppelformatiges STOP-AIDS-Plakat an der Wand. Das Kondom im O leuchtete als rosaroter, obszöner Mond über den schwarzen Buchstaben von AIDS, die an starre, tote Baumgerippe erinnerten. Wie sinnig, dachte Jürg. Wir zerstören den Wald, das Immunsystem der Natur. Aids zerstört das Immunsystem der Menschen. Andreas, der seinem Blick gefolgt war, summte: «Im Minimum en Gummi drum . . .» und klopfte mit der Hand auf den leeren Platz neben sich.

«Komm, hock ab. Ein Zigaretten wird uns guttun.»

Jürg ließ sich erschöpft auf den unbequemen Sitz sinken und streckte die Beine von sich. Andreas entzündete umständlich eine zweite Zigarette und schob sie Jürg zwischen die Lippen.

«Verdammte Saubandel!» murmelte er nochmals. «Die haben uns genau gesehen . . .» Da Jürg nicht antwortete, schwieg auch er und blickte bedrückt in den Rauch seiner Zigarette. Im Minimum en Gummi drum . . . hing noch einen Moment in der Luft und wurde dann vom Straßenlärm übertönt.

Es war Abendverkehr, Geschäftsschluß. Die Autofahrer ließen gereizt ihre Motoren aufheulen. Im Minimum en Gummi drum . . . drehte es weiter in Jürgs Hirn. Dieses verfluchte Aids, das hatte der Menschheit gerade noch gefehlt. Immer mehr Kranke gab es. Immer weiter breitete sich die Seuche aus. Vermehrt reagierten die Menschen hysterisch. Es schien ihm, die dumpfe Angst der Massen sei in den verflorenen heißen Sommerwochen gewachsen. Kleine Kinder riefen sich «Du Aids-Sau» zu und wurden von Erwachsenen erbst zurechtgewiesen. Wahrscheinlich war sie folgerichtig, diese Krankheit, sinnierte Jürg zum x-tenmal. Folgerichtig, aber nicht auf diese Weise, wie es verlogene Frömmeler nun wieder verkündeten. Jürg erinnerte sich mit Schaudern an den bekannten Politiker, der gestern in einem Fernsehinterview gesagt hatte:

«Schuld sind diese Schwulen, das wissen wir nun ja alle. Jeder weiß es, nicht?» Die Köpfe hinter ihm hatten bedeutungsvoll genickt, und der Interviewer hatte ein peinlich berührtes Gesicht gemacht. «Sprechen wir es doch endlich deutlich aus», war Alfons Loder gewichtig fortgefahren und hatte mit dem Zeigefinger dem Fernsehmann vor die Brust getippt, «Gott läßt sowas nicht ungestraft zu. Gott weiß sich zu wehren. Homosexualität ist gegen die Natur und darum . . .»

Martin war wütend aufgesprungen und hatte mit der Faust auf den Fernseher eingehämmert. «Was für ein Gewäsch. Stellt das doch ab, hört es euch nicht noch an.» Jud hatte schweigend auf den Aus-Knopf gedrückt und hochmütig gesagt: «Findest du nicht, daß man wissen muß, wie die Gegner denken?»

Es dunkelte bereits. Der graue Himmel senkte sich auf die Stadt. Jürg zog, trotz des schwülen Abends fröstelnd, die Schultern zusam-

men. War Aids nicht eine Folge von dem, was die Menschen mit ihrem Leben und ihrer Umgebung anstellten? Jede Generation hatte ihre Seuche, die sie sich schaffte. War nicht Krebs auch ein Gleichnis für die ausufernden Städte? Er erinnerte sich an die Luftaufnahme einer verbauten Gegend, daneben das Foto eines Krebsgeschwürs. Beide ähnelten einander zum Verzweifeln.

Andreas ließ den Zigarettenstummel zu Boden fallen und drückte ihn mit dem Fuß aus. «Der Bus kommt.»

KAPITEL 23

Lukas 9

10. Und die Apostel kamen wieder und erzählten ihm, wie große Dinge sie getan hatten. Und er nahm sie zu sich und entwich besonders in eine Wüste bei der Stadt, die da heißt Bethsaida.

11. Da das Volk des innerward, zog es ihm nach. Und er ließ sie zu sich und sagte ihnen vom Reich Gottes und machte gesund, die es bedurften. Aber der Tag fing an, sich zu neigen.

12. Da traten zu ihm die Zwölf und sprachen zu ihm: Laß das Volk von dir, daß sie hingehen in die Märkte umher und in die Dörfer, daß sie Herberge und Speise finden; denn wir sind hier in der Wüste.

13. Er aber sprach zu ihnen: Gebt ihr ihnen zu essen. Sie sprachen: Wir haben nicht mehr denn fünf Brote und zwei Fische; es sei denn, daß wir hingehen sollen und Speise kaufen für so großes Volk.

14. (Denn es waren bei fünftausend Mann.) Er sprach aber zu seinen Jüngern: Lasset sie sich setzen in Schichten, je fünfzig und fünfzig.

15. Und sie taten also, und es setzten sich alle.

16. Da nahm er die fünf Brote und zwei Fische und sah auf gen Himmel und dankte darüber, brach sie und gab sie den Jüngern, daß sie dem Volk vorlegten.

17. Und sie aßen und wurden alle satt; und es wurde aufgehoben, was ihnen übrigblieb von Brocken, zwölf Körbe.

Jürg überquerte den großen Parkplatz. Die Nacht war schon hereingebrochen und nistete schwarz hinter den Pfeilern der Eisenbahnbrücke, die massig das Areal überspannte. Jürg schlängelte sich winkend zwischen einer Gruppe Velofahrer hindurch, rannte im Slalom um die geparkten Autos, übersprang eine Abschränkung und nahm das Stück bis zum Eingang im Spurt.

Wieder einmal waren die schönen alten Gebäude der Reithalle geöffnet und auf Zuseher hin der autonomen Jugendbewegung zur Verfügung gestellt worden. Schon länger dienten die Räume als alternatives Kulturzentrum.

«Nun könnt ihr ja zeigen, ob ihr fähig seid, Ruhe und Ordnung zu garantieren», hatte ein Vertreter der CVP hohnlächelnd in einer Fernsehdiskussion gesagt, und die Genugtuung über das absehbare Scheitern stand ihm ins Gesicht geschrieben. Doch seit der letzten

großen Demo an Weihnachten, an der Jürg und viele andere zu gewaltlosem Widerstand aufgerufen hatten, klappte alles bestens. Jeden Samstag wurden im großen Estrich Vollversammlungen durchgeführt, an denen jeder Teilnehmer seine Meinung kundtun konnte. Viele hatten sich in Arbeitsgruppen zusammengeschlossen, und jeden Abend bereitete eine Freiwilligengruppe von Sympathisanten ein einfaches Essen zu, das für fünf Franken an die AJZ-Besucher verkauft wurde. Fürs Kochen heute hatte sich die Gruppe um Jürg eingeschrieben.

Jürg war bester Laune. Er freute sich auf den Abend; für einmal keine Verantwortung, keine Reden, keine politischen Diskussionen — das hatte er sich ausbedungen. Nur Salat schneiden, Gewürz hacken und Gemüse rüsten, zusammen mit den anderen.

Vor dem Eingang zur Reithalle lagerten mannshohe Rollen Stacheldraht: Mahnung an vergangene oder Warnung vor zukünftigen Abriegelungen? Jürg blickte schnell auf die andere Seite. Er wollte sich die Stimmung nicht vermiesen lassen. Nicht nachdenken, nicht erinnern . . . Neben dem Eingang standen zwei abenteuerlich bemalte Autos. Bei einem klaffte der weit offene Kofferraum, der Deckel war mit einer Schnur hochgebunden. Aus dem Kofferraum holten ein Mädchen und zwei Jungen bröcklige Backsteine und trugen sie ins Gebäude hinein.

Als Jürg durch das große Tor eintrat, bemerkte er, daß wieder eine Tür zugemauert worden war. Die Wand wirkte ganz frisch. Feuchter Mörtel lag am Boden neben Backsteinresten. Ein kleiner, herumstreunender Pinscher schnüffelte daran, hob dann sein Bein und pinkelte.

«Willst du wohl abhauen, du Mistvieh!» schrie aufgebracht ein Mädchen, das eben mit einem Farbkübel hinzutrat. Sie warf den Farbroller, den sie in der einen Hand hielt, hinter dem davonstiebenden Tier her. Doch dieses war schon einem heruntergekommen aussehenden Freak auf die Arme gehüpft, von wo es aufgeregt zum Mädchen hinüberkläffte.

«Laß mein Schoßhündchen in Frieden», rief der Freak drohend, und das Mädchen hob den Roller auf und begann schimpfend die frische Wand lila anzufärben. Sie trug ein sportliches, schwarzes Hosens-

kleid, über und über mit Farbe bekleckst. Um den kastanienbraunen Roßschwanz hatte sie ein goldenes Band geschlungen.

Jürg trat näher. «Hast du das gesehen?» fragte er lächelnd und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Wand. «Das ist auch neu, nicht? Ich habe es jedenfalls noch nie bemerkt.» Ein gelber Mond, in ein verträumt lächelndes Frauengesicht übergehend, war kunstvoll auf den Verputz gepinselt. Eine Kette aus Frauenzeichen verband das Bild mit einer aufgemalten Faust. *Frauenpower* und *Gemeinsam sind wir stark* stand in ausgeprägter Rasterschrift darunter. Jemand hatte das Wort „stark“ durchgestrichen und ersetzt durch „unwiderstehlich“.

Das Mädchen betrachtete das Bild eine Weile mit geneigtem Kopf und zuckte dann die Schultern. «Ich weiß nicht. Jeden Tag verschwinden und entstehen doch neue Malereien. Am besten, man macht sie weit oben hin, dann werden sie nicht so schnell übermalt. Aber bei dem hier stimmt etwas nicht.» Sie lachte spitzbübisch und tunkte den Zeigefinger in die Farbe. Die Zunge zwischen den Zähnen vor Anstrengung, tupfte sie „un-ausstehlich“ über die bestehende Schrift und drückte dann die ganze lilafarbene Handfläche darunter.

«Gemeinsam sind wir unausstehlich, paßt doch besser, findest du nicht auch?» kicherte sie und wandte sich mit klebrigen Fingern wieder ihrer Wand zu.

Jürg klopfte ihr auf die Schultern. «Richtig! Aber noch lieber unwiderstehlich unausstehlich.»

Als er endlich in die große, hallende Küche eintrat, waren die Mitglieder der Gruppe schon fleißig an der Arbeit. Gerda rührte mit einem Holzschpatel in einem riesigen Topf, und Simon hatte eine ganze Batterie von Flaschen und Gewürzbüchsen vor sich aufgebaut.

«Stör mich nicht», rief er theatralisch, als Jürg hinter ihn trat. «Diese Salatsauce wird ein Meisterwerk, die Sauce meines Lebens.»

Jürg setzte sich zu Jakob und Martin an den mit schwarzen und roten Graffiti übersäten Tisch und ergriff ein Rüstmesser. Martin schob ihm eine Kiste voller Karotten rüber.

«Du kommst wieder mal spät. wir sind schon seit fünf an der Arbeit», sagte er mißbilligend. Jürg begann langsam, die Karotten zu rüsten. Schalenstreifen um Schalenstreifen ringelten vor ihm auf dem Tisch wie kleine Schlänglein.

«Ich habe meditiert. Ich hatte ein dringendes Bedürfnis», sagte er abwehrend.

Martin lachte spöttisch: «Natürlich. Zum Glück hatten wir nicht das Bedürfnis, sonst gäbe es heute wohl nichts zu essen.»

Jürg schwieg und baute innerlich eine Schutzmauer auf. Er wollte sich die Stimmung nicht verderben lassen, weder vom Stacheldraht draußen noch von den Eifersüchteleien seiner Freunde. Jakob schnitt Kartoffeln in kleine Würfel, pedantisch, alle gleich groß. Die Konzentration hatte eine steile Falte über seine Nase gezeichnet. Er lächelte Jürg gutmütig zu. «Das ist doch schon in Ordnung. Es braucht ja nachher auch noch Leute zum Abwaschen und Aufräumen. Da kann sich Jürg immer noch einsetzen. Magdalena hat übrigens nach dir gefragt, Jürg. Sie ist jetzt wohl irgendwo draußen, unter dem Volk.» Jakobs Freundlichkeit tat gut.

Pierre, der eben allein eine der schweren Pfannen vorbeitrug, hatte trotz der Musik, die aus großen Lautsprechern alles übertönte, Jakobs letzte Worte aufgeschnappt und stellte die Pfanne vor ihnen auf die Tischplatte. «Was, Magdalena ist hier», dröhnte er. «Unter den Freaks, den Punks, dem gewöhnlichen People? — Wer hätte das gedacht, Magdalena im AJZ. Jürg bewirkt allerdings manchmal Wunder, oder die Liiiebe, die Liiiebe . . .» Pierre grinste und wuchtete die Pfanne wieder hoch. Die Anstrengung zeichnete sich in großen Muskelwürsten auf seinen Armen ab. Auch Jakob und Martin lachten. Jürg vertiefte sich in seine Arbeit. Schalenstreifen nach Schalenstreifen gleichmäßig abziehen, die Karotten nicht verletzen dabei . . . Pierre, so oft ein lebenswürdiger Bär und manchmal doch ein bornierter Gefühlsklotz, ein Muskelprotz, ein Stein. Pierre und Magdalena — nein, das ging eben nicht zusammen. Die beiden redeten nicht dieselbe Sprache. Schon eher Jud und Magdalena. Jud und Magdalena hatten schon nächtelang miteinander diskutiert, sie steckten dann die Köpfe zusammen wie kleine Kinder, in solch seltenen Momenten konnte Jud sogar lachen . . .

Das Gemüse duftete intensiv, der Geruch vermischte sich mit dem Duft der Teekräuter, die Chantal und Andreas am Nebentisch überbrühten. Der Berg frischgeschälter Karotten vor Jürg auf dem Tisch wuchs. Kleine, orangefarbene Pimmel.

Die laute Musik lag wie ein dichter Schleier um ihn. Plötzlich merkte er, daß der Lärmpegel gestiegen war. Schimpfen und Rufen durchdrang das Musikgespinnst. Jakob und Martin hoben die Köpfe.

«Was ist denn das?» fragte Jakob. «Tönt nach Streit. Eine Schlägerei?»

Nicht beachten, beschwor Jürg sich selber. Nicht beachten. Geht dich nichts an, betrifft dich nicht . . .

Umsonst! Anni war vor ihn hingetreten und versuchte den Lärm zu überschreien. Die Musik war jetzt kaum mehr zu hören.

Jürg schüttelte den Kopf. «Ich versteh dich nicht, zu laut.»

Anni griff sich in die kurzgeschnittenen Haare und kratzte sich verzweifelt, in der ihr eigenen Bewegung, die Jürg so vertraut geworden war. Dann kam sie um den Tisch herum und schrie ihm durch die zu einem Trichter geformten Hände ins Ohr:

«Du mußt kommen und uns helfen, Jürg! Schnell! Jemand muß sie beruhigen, sonst bringen sie sich gegenseitig um.»

Jürg stand widerwillig auf. Jakob und Martin folgten.

«Was ist denn los», fragte Martin.

Anni verstand ihn, ohne zu hören. «Die Alten, die Penner . . . ich weiß doch nicht.» Sie zuckte die Achseln. «Weiß der Teufel, was in die gefahren ist.»

Der Raum vor der hohen Holztheke, über der schummrige, rote Licht brannte, war gerammelt voll mit lärmenden, fäusteschüttelnden Menschen. Weitere drängten nach. Es waren meist alte Leute. Viele wirkten unscheinbar, gewöhnlich. Andere sahen recht abenteuerlich aus, trugen große Hüte, abgetragene Kleider, Stoppelbärte. Eine hagere, zerknitterte Frau mit einem rosa Federhut, einen abgegriffenen Pelz um den Hals geschlungen, schwang einen rosa Schirm. Die jüngeren Reithallenbesucher waren an den Rand gedrängt worden und wirkten hilflos. Andreas, Jud und Simon standen breitbeinig, die Arme ineinandergehängt und versuchten die tobende Menge daran zu hindern, in den Eßraum einzudringen. Zwei alte Männer in ausgefranzten, schmutzigen Jacken hatten sich an Pierre gehängt, der mit verstemten Armen in der Küchentür stand und die Küche verteidigte. Jürg und Anni schlüpfen unter Pierres Armen hindurch und drängten sich durch die Menge.

«Das ist doch Jürg, dieser Jürg von Spreitenbach», kreischte grell eine alte Frau mit wirrem Haar und riß an einem Jackenknopf. «Gebt ihr uns jetzt zu essen, wie ihr versprochen habt, oder gebt ihr uns nicht?»

Jürg ahnte mehr den Sinn der Worte, als daß er sie verstand. «Natürlich geben wir euch zu essen», schrie er beruhigend und versuchte, sich aus den Krallen der Alten zu lösen. «Sag diesen Leuten, sie sollen mal still sein!»

Die Alte hörte nicht zu. Hysterisch zerrte sie an seinen Kleidern. «Gebt uns zu essen, ihr habt es versprochen, sonst . . .»

Ohne zu überlegen packte Jürg die Frau um die Taille, zog sie zur Theke und hißte sie mit einem kräftigen Ruck hinauf. Dann stemmte er sich selber hoch und die beiden standen oben, über der Menge.

Die Alte klammerte sich erschrocken an Jürg. Der Überraschungseffekt war perfekt. Einige der Alten hörten auf, die Fäuste zu schwingen, einige verstummten. Mit erhobenen Armen stand Jürg unter den rötlichen Lampen, die seinem Gesicht und dem hellen Pull-over einen unwirklichen Schimmer aufsetzten, und flehte innerlich: Laß mich die richtigen Worte finden . . .

«Ruhe!»

Die Frau neben ihm war so verblüfft, daß sie nicht mehr aufzubegehren wagte. Auch die tobende Menge war merklich ruhiger geworden. Lauernd blickten alle auf das Schauspiel. Die Spannung auf Jürgs Worte, auf jede Geste von ihm, auf das leiseste Anzeichen einer Schwäche lag zum Greifen im Raum.

Ein Erinnerungsblitz: der Raubtierdompteur, den Jürg letzten Sommer im Zirkus gesehen hatte. — Zum Zuspringen bereite Raubkatzen, zum Zuschlagen bereite Menschen . . . Ein leiser Neid auf den Dompteur, der es nur mit Tieren zu tun hatte, überkam ihn, gleichzeitig die Lust an der Herausforderung.

Aufs Geratewohl zeigte er auf einen Mann und befahl: «Komm hier herauf und erzähl mal, worum es hier geht!»

Der Zufallserwählte war ein dünnes Männchen mit weit abstehenden großen Ohren. Als sich die Aufmerksamkeit der Menge nun so unvermittelt ihm zuwandte, wurden die Ohren feuerrot.

«Nein, nein», stammelte der kleine alte Mann erschrocken, «ich nicht!»

«Komm!» befahl Jürg nochmals bestimmt, und mehr geschoben als freiwillig landete das Männchen schließlich neben Jürg und der alten Frau auf der Theke, weit über den Köpfen der andern.

Jürg blickte sich um. Es war ein seltsames Völkchen, das sich in der Vorhalle des Jugendzentrums versammelt hatte: Penner, Obdachlose, Tippelbrüder, auch ein paar alte Huren von der Brunngasse, mit denen er öfters geplaudert hatte. Einige der Männer erkannte er ebenfalls wieder: Es waren Stammgäste der Notschlafstelle; auch er hatte hin und wieder dort übernachtet. Viele trugen eine Flasche in der Hand und ließen sie nun langsam sinken, während sie neugierig zu ihm hinaufstarrten. Was wollten diese Alkis hier? Jürg schluckte leer. Er hatte gar nicht gewußt, daß es so viele verwehrloste alte Männer und Frauen in Bern gab.

«Also, worum handelt es sich?» fragte er, und sofort begann die Menge wieder loszuschreien. Ein junger Punker, der sich vorgedrängt hatte, schrie: «Werft doch diese Großväter raus!» Ein bärtiger, grauhaariger Mann, der hinter ihm stand, zog ihm blitzschnell einen alten, zerfetzten Hut über die Ohren, und der Junge schwieg beleidigt. Direkt unter Jürg lehnte sich Anni an die Theke, biß sich aufgeregt die Lippen wund und hob beide Fäuste in die Höhe; die Daumen hatte sie eingeschlagen. „Viel Glück, wir drücken die Daumen“ hieß die kleine Geste. Hannes stand neben ihr und drückte ebenfalls Daumen. Jürg lächelte ihnen zu. Ruhe gebietend, streckte er beide Arme in die Höhe.

«Laßt Jürg reden!» riefen Stimmen, und: «Holt ihn herunter, den Schwätzer!» andere. Aber der Lärm flaute ab. Plötzlich hörte man die Musik wieder, störend, mißtönend. Jemand ging in die Küche und schaltete sie ab.

«Worum geht es also? Erzähl mal«, forderte Jürg den Alten nochmals auf.

«Es ist folgendermaßen . . .» begann das Männchen, doch die alte Frau stieß ihn zur Seite.

«Wir wollen zu essen wie jeder brave Christenmensch, aber die da will uns nichts geben.» Anklagend zeigte sie auf Anni. Von ihrem

spitzen, schmutzigen Fingernagel splitterte violetterer Nagellack. Unter den Dutzenden von bösen Blicken, die sich auf Anni richteten, wurde diese blaß.

«Aber die bezahlen ja nichts», rechtfertigte sie sich erschrocken. «Alle müssen doch fünf Franken bezahlen.» Das drohende Murren schwoll an.

Der dünne Mann neben Jürg hatte sich gefaßt. «Man hat uns versprochen, daß es hier etwas zu essen gibt, gratis», sagte er wichtig. «Das wollen wir uns nicht entgehen lassen. Darauf bestehen wir, jawohl!»

«Jawohl, genau so ist es», wurden Stimmen laut. «Darauf bestehen wir. Wir lassen uns nicht für dumm verkaufen.»

«Wer hat euch denn diesen Seich verquatscht, daß es hier gratis zu essen gäbe? Schön wär's ja!» rief das Mädchen mit dem braunen Roßschwanz, das mit andern auf einen Tisch gestiegen war und von dort den Ablauf des Geschehens beobachtete.

Ein prächtiger, weißhaariger Mann wandte sich ihr zu: «Wir haben eben unser eigenes Nachrichtennetz, und das funktioniert so schnell wie der Teufel. Niemand würde es glauben . . .» Beifälliges Gemurmel. Ein Glatzkopf mit dreitägigem Stoppelbart drängte sich mit spitzen Ellbogen vor.

«Stimmt das nicht mit dem Gratisessen?» rief er schrill. «Will man uns hier etwa auch rausekeln, he? Das kennen wir doch schon.» Wieder schwoll das Stimmengewirr bedrohlich an.

«Okay, okay», beschwichtigte Jürg. «Ihr bekommt zu essen — natürlich! Jeder bezahlt, was er kann. Wer nichts bezahlen kann, bezahlt nichts, wer für zwei oder drei dazu bezahlen kann, bezahlt für zwei oder drei dazu. Leider sind wir etwas knapp mit Mobiliar, sehr verehrte Damen und Herren. Plazieren Sie sich also bitte auf diesem schönen festen Zementfußboden und stellen Sie sich vor, es seien kostbare Wollteppiche aus dem Orient und seidene Kissen. Betrachten Sie diese schwachen Glühlampen als venezianische Kronleuchter. Machen Sie es sich gemütlich, Herrschaften . . .»

Jürg setzte sein gewinnendstes Lächeln auf. Er hatte sich wieder in Fahrt geredet, aber es wirkte. Außer einigen immer noch ablehnend eingestellten Rockern, die rauchend an der Wand standen und

gereizt in die Menge starrten, hatte alle eine nervöse Aufgekratztheit ergriffen. Unter Gelächter setzten sich die alten Leute in Gruppen zusammen auf den Boden. Andere machten es sich auf Bänken, klappri-gen Stühlen und ächzenden alten Kanapees bequem, die die jungen Reithallebesucher schnell für die Alten freigemacht hatten. Überall brach eifrige Geschäftigkeit aus. Die meisten der Gruppe verschwanden in der Küche, gefolgt von einigen Freaks, die helfen wollten. Hannes rannte los, um irgendwo in der Stadt noch etwas Brot aufzutreiben, und Chantal, Gerda und Simon schöpften aus Riesenkübeln Reis und Gemüse in bereitgehaltene Teller und andere, zum Teil mehr als zweifelhafte Gefäße.

«Geduld, Geduld», beschwichtigte Chantal. «Es reicht für alle. Wir haben nochmal aufgesetzt. Als nächsten Gang servieren wir Spaghetti und Kohl à la Hall des chevaux. Guten Appetit. Schmeckt's?»

Jürg war von der Theke hinuntergesprungen und reichte der Alten die Hand.

«Ah, ein Kavalier», kicherte sie und schlang ihm beide Arme um den Hals. «Vielen Dank, Monsieur, vielen Dank. Ich bin ja entzückt, einen so berühmten Mann wie Jürg von Spreitenbach kennenzulernen. Ich habe dich im Fernsehen gesehen, Herr Jürg. Gut hast du gesprochen, wirklich . . .» Sie brabbelte weiter, und Jürg versuchte, sich von ihr loszumachen. Die alte Frau entwickelte in ihrer Ummarmung erstaunliche Kräfte. Erschöpft stellte er sich dann zu der Gruppe, die Essen austeilte, und ergriff einen Schöpfer.

Das Männchen war unterdessen alleine hinuntergeklettert und ließ sich stolz von seinen Kumpanen umringen.

«Gut hast du gesprochen, Hausi. Denen hast du es gezeigt», krächzte ein zittriger Alter. Von einem andern wurde Hausi begeistert umarmt.

Anni ergriff Jürgs Hand. Von der andern Seite packte ihn Jud an den Schultern. Gemeinsam zogen und stießen sie ihn durch die gierig Reis in sich hineinstopfende Menge. In der Küche herrschte ein emsiges Gedränge, aber Anni und Jud schoben Jürg in eine ruhige Ecke, wo schon eine Frau und zwei Männer auf sie warteten. Die Frau rauchte nervös.

«Was fällt dir eigentlich ein, derart selbstherrlich vorzugehen?»

stieß sie abgehackt hervor. «So ein eingebildeter Machotyp, wirklich. Du wirst für den Schaden gradestehen, dafür werde ich sorgen.» Sie warf die erst halb gerauchte Zigarette auf den Küchenboden und stampfte die Glut aus.

«Deine Leute haben unsern ganzen Vorrat ausgeräumt», fügte einer der Männer erläuternd hinzu. «Teigwaren, Linsen — alles weg. Wir haben aber kein Geld, um deinen Seniorenverband gratis durchzufüttern. Tut mir leid.» Die Situation schien ihm äußerst peinlich.

«Das sind die Verantwortlichen der Küchengruppe», stellte Anni vor. «Lise, Christian und Pesche. Ich habe dir schon vorher erklärt, Jürg, daß die Reithalle kein Geld hat, aber du hast ja wieder einmal nicht zugehört. Auf wie hoch wird sich der Schaden etwa belaufen, Pesche?»

Der mit Pesche angesprochene Mann kratzte an einem Pickel. Hilflos zuckte er die Schultern. «Schwierig zu sagen. Kommt darauf an, wieviel die regulären Freaks bezahlen. Vielleicht benützen sie die Gelegenheit, ebenfalls gratis zu essen. Die haben ja auch nie Geld . . .» Er zuckte nochmals die Schultern. «Etwa dreihundert Franken. Tut mir leid, Jürg. Ich weiß . . . wir wissen», verbesserte er sich schnell mit einem Blick auf die beiden andern, «du hast es nur gut gemeint.»

«Ja sicher», bekräftigte Christian, «tut uns leid, wir können nicht anders.»

Jürg blickte fragend zu Lise hinüber. Sie zündete sich von neuem eine Zigarette an und sagte widerwillig: «Vielleicht reichen auch zweihundert.»

Jud straffte sich. «Sei es, wie es wolle, wir werden für den Schaden aufkommen.» Und im Weggehen, Jürg vor sich herschiebend: «Du wirst für den Schaden aufkommen, Jürg. Sicher kannst du ja wieder mal Magdalena anpumpen. Sie wartet schon lange im hinteren Raum auf dich. Nicht gerade glücklich, scheint mir.»

Magdalena wirkte in der etwas chaotischen Umgebung deplaziert wie die Mannequins, die sich für Modejournale in eleganten Kleidern vor dem Hintergrund einer pittoresken Slumgegend ablichten lassen. Sie saß in einem roten Modellkleid mit roten, hochhackigen Schuhen, die schlanken Beine übereinandergeschlagen, aufrecht in einem der zer-

fetzten Sessel. Verstreute Zigarettenstummel rings um sie auf dem Boden zeigten an, daß sie schon lange wartete. Angewidert starrte sie auf das bunte Treiben rundum. Vergammelte Jugendliche hatten sich zu den Alten gesetzt und unterhielten sich angeregt mit ihnen.

Jakob balancierte einen Teller, hochaufgehäuft mit Linsen.

«Jetzt muß ich auch mal was essen, sonst fall' ich gleich tot um.»

Er setzte sich mit gekreuzten Beinen neben eine alte Frau auf den Boden und winkte lachend.

Jolanda und Roland kurvten in Elektrorollstühlen zwischen den Sitzenden herum und riefen: «Letzter Gang heute abend: Kartoffeln nach Riesen-Art, riiiiiesig verbraten . . .»

Schallendes Gelächter, Riesen war der Name des Polizeipräsidenten. Der Lärmpegel war wieder gestiegen, Musik lief auf Hochtouren. Der kleine Pinscher von vorhin kläffte vom Arm seines Herrn hinunter, und ein großer, schöner Schäferhund bellte beleidigt zurück.

Jürg trat zu Magdalena und gab ihr einen Kuß auf die Wange. Sie hatte ihn nicht kommen sehen. Erschrocken stand sie auf.

«Kommst du endlich! Du glaubst wohl, du könntest mich ewig in diesem Dreckstall warten lassen.»

Jürg schlang ihr die Arme um die Schultern. «Sei friedlich, Magdalena. Es tut mir leid, daß du warten mußt. Es scheint, ich mache heute alles falsch.»

Er zog sie mit sich fort in den hinteren Korridor, von dem aus eine eiserne Treppe in den Estrich führte. Auch dort herrschte lebhaftes Kommen und Gehen. Ein paar junge Edelpunks saßen auf der Treppe und rauchten. Magdalena schnupperte naserümpfend. Der süßliche Geruch von Haschisch lag in der Luft und ein scharfer Urin-gestank.

Jürg setzte sich auf eine Stufe und klopfte mit der Hand auf den leeren Platz neben sich. «Komm setz dich, Magdalena. Ich muß mit dir reden.» Magdalena blieb stehen und betrachtete grübelnd die jungen Leute. Ein Mädchen mit weißem Hahnenkamm ließ eine Ratte über den Arm laufen. Ihre Freundin streichelte dem Tier vorsichtig mit dem Zeigfinger übers Fell und seufzte neidisch: «Ich möchte sooo gern auch eine, wenn es nur meine Mutter erlauben würde.»

«Was willst du mit mir reden», fragte Magdalena kühl und steckte sich eine neue Zigarette an. Jürg erhob sich und stellte sich neben sie.

«Kannst du mir Geld leihen? Zweihundert, zweihundertfünfzig Franken! Wir müssen der Reithalle das Essen für die alten Leute bezahlen. Es sind wirklich die Ärmsten der Armen, Magdalena. Eine warme Mahlzeit . . .»

«Jetzt reicht es mir, wirklich!» Magdalena zog hastig an der Zigarette und funkelte Jürg wutentbrannt an. «Was hab ich dir schon Geld gegeben für deine Armen. Immer neue Arme, Legionen von Armen, Arme und Drogenabhängige und Obdachlose und geschlagene Frauen und geschlagene Kinder und psychisch Kranke und Krüppel . . . Jetzt noch die Alten. — Und wo bleib ich, sag?» Mit einem erstickten Schluchzen machte sie auf dem Absatz kehrt und stürzte davon. Das rote Kleid leuchtete noch einen Augenblick in dem vielen Schwarz und Grau und war dann verschwunden. Jürg sah ihr bekümmert nach.

Müde setzte er sich wieder auf die Stufe und stützte den Kopf in die Hand. Das Punkmädchen mit dem weißen, hochgekämmten Haarschopf sah ihm neckisch lächelnd ins Gesicht. Die Ratte schnüffelte an ihrem Hals und schlüpfte dann zwischen Hemd und Lederjacke.

«Ehekrach?» fragte das Mädchen. «Nimm's nicht tragisch. Die schöne Dame wird sich bestimmt wieder beruhigen. Man kennt das. Aber schau . . .» Sie griff in die Tasche ihrer hautengen grauen Jeans und zog drei Hunderternoten heraus, mit denen sie ihm vor der Nase wedelte. «Kann ich dir damit helfen, he? — Kannst sie haben. Ich finde es gut, daß die Großpapis und -mamis was zu essen kriegten.»

Jürg blickte erschrocken auf die blauen Scheine. «Woher hast du die? Etwa gesto-stoh-len?» Er stotterte vor Aufregung.

Das Mädchen lachte. «Ach was, gestohlen. Sagen wir mal: vorbe-zogen . . . Den ganzen Zaster erb' ich ohnehin mal.» Sie zog ein kleines, in allen Farben schillerndes Notizbuch hervor. «Du bist doch Jürg von Spreitenbach, nicht? Gibst du mir ein Autogramm? Weißt du, ich bin Sammlerin. Ich hab schon eine Menge Unterschriften.» Ihr Gesicht mit den schwarz umrandeten Augen wurde plötzlich

kindlich weich und begeistert. Aufmunternd streckte sie ihm das Büchlein und einen angekauten Stilo hin. «Mach schon, irgend etwas, deinen Namen . . .»

Gedankenverloren schrieb er: „Mit einem ganz großen Danke schön, Jürg von Spreitenbach.“

Das Mädchen nahm das Buch, steckte es sorgfältig in die Innentasche ihrer Lederjacke, stopfte ihm das Geld in die Hand, stand auf und streckte ihm die Hand entgegen wie ein braves Schulmädchen. «Auf Wiedersehen, Jürg von Spreitenbach. Alles Gute.»

Entgeistert starrte Jürg ihr nach. Das andere Punkie, sich bei der Freundin einhängend, winkte ihm zu.

«Nimm's ruhig», kicherte sie. «Marias Alter hat's. Schließlich ist er nicht umsonst Ständerat.»

KAPITEL 24

Lukas 24

35. Und sie erzählten ihnen, was auf dem Wege geschehen war und wie er von ihnen erkannt wäre an dem, da er das Wort brach.

36. Da sie aber davon redeten, trat er selbst, Jesus, mitten unter sie und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch!

37. Sie erschrakten aber und fürchteten sich, meinten, sie sähen einen Geist.

38. Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so erschrocken, und warum kommen solche Gedanken in euer Herz?

39. Sehet meine Hände und meine Füße: ich bin's selber. Fühlet mich an und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe.

Thomas legte die Zeitung zusammen, pedantisch in die Ecken gefaltet. Stirnrunzelnd blickte er zu Jürg hinüber, der an der Schreibmaschine tippte — abgehackt, von Pausen unterbrochen. Seit die Gruppe letzten Herbst wieder in die Stadt zurückgekehrt war, lebten die einzelnen Mitglieder mal da, mal dort. Thomas hatte als einziger seine Wohnung behalten, und wenn Jürg eine Rede oder einen Artikel schreiben mußte, zog er sich gerne hierher zurück.

«Weißt du, was in der Zeitung steht?» fragte Thomas lauernd, und als Jürg schulterzuckend verneinte: «Es steht da schwarz auf weiß, du habest gestern in der Reithalle eine Rede gehalten und dazu Hunderte von Menschen zum Essen eingeladen. Gratis! Der Schreiber läßt durchblicken, daß es sich dabei um einen deiner Werbegags handelt. Außerdem schreibt er, du hättest alles allein gekocht und serviert. — Kannst du mir sagen, wie du dieses Wunder vollbracht hast, he?»

Jürg grinste. «Da hast du wieder mal ein typisches Beispiel, wie es mit der Wahrheitsliebe der Zeitungen aussieht. Nächstens werden wir ins Guinness-Buch der Rekorde eingehen als ‚Speisung der Fünftausend‘. Was meinst du, Thomas? Wär doch was, nicht?»

Thomas lachte nicht. Seine braunen Augen blickten humorlos, der skeptische Ausdruck blieb auf seinem Gesicht, während er zur

nächsten Zeitung griff. «Ach, ich weiß nicht», sagte er stirnrunzelnd, faltete die Zeitung auseinander und verschwand dahinter. «Würde mich ja interessieren, was du diesen Zeitungsheinis erzählt hast, daß sie so auf dich abfahren. Bist du übrigens bald fertig mit dem Tippen? Ich muß auch noch arbeiten.»

Jürg runzelte die Stirn und blickte irritiert auf die Zeitungswand, die zwischen ihnen aufgebaut war. Vorsichtig zog er das Blatt aus der Maschine und legte es auf den Stapel neben sich.

«Was soll's Thomas, ich habe nicht mehr gemacht, als die Gutherzigkeit der Menschen geweckt. Das ist zwar auch schon beinahe ein Wunder. Aber es ging alles mit rechten Dingen zu. Die, die etwas mehr haben, bezahlten für die, die nichts haben. Zudem gab es eine Spende. Zuletzt hatten wir sogar noch Geld übrig für die Essenskasse der Reithalle.»

Er stand auf und legte den Arm um Thomas. «Schade, daß du nicht dabei warst, Thomas. Das war ein einmalig gutes Erlebnis gestern. Die Menschen haben etwas gelernt. Sie beginnen, Liebe zu leben, glaube mir.»

Thomas löste sich unwillig aus Jürgs Umarmung. Er hatte unruhig geschlafen, verwirrend geträumt, war müde aufgestanden. Schlechte Laune kochte in ihm. Nicht einmal die kalte Dusche hatte etwas dagegen geholfen. Außerdem ärgerte er sich darüber, daß er gestern nicht mit den andern in die Reithalle gegangen war, sondern für die Gruppe Spendenabrechnungen gemacht hatte.

«Du kannst ja erzählen, was du willst. Ich glaube nur, was ich sehe», sagte er mürrisch.

KAPITEL 25

Lukas 24

10. Es waren aber Maria Magdalena und Johanna und Maria, des Jakobus Mutter, und andere mit ihnen, die solches den Aposteln sagten.

11. Und es deuchten sie ihre Worte eben, als wären's Märlein, und sie glaubten ihnen nicht.

Lukas 7

44. Und er wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: Siehest du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus; du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet.

45. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat nicht abgelassen, meine Füße zu küssen.

46. Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salbe gesalbt.

Durch das Dachfenster fielen letzte Strahlen der Abendsonne in den großen Raum und hoben wie starke Scheinwerfer Details aus dem Halbdunkel: einen schwingenden, gepunkteten Rock, Frauenprofile vor dem braungrauen Hintergrund, eine gestikulierende Hand mit einem großen blauen Stein am Ringfinger . . . Wessen Hand? Unwichtig! Anni stellte sich in die Reihe und wartete geduldig. Hinter ihr fädelten sich weitere Frauen ein, unterhielten sich, lachten und riefen einander und den andern, die ihre Suppe schon gefaßt hatten, Scherzworte zu. Friedliche Stimmung, Freundlichkeit und dieses leichte Vibrieren, das sie so oft an Frauenfesten spürte. Doch Anni empfand heute kein Bedürfnis, integriert zu werden, keine Lust zu plaudern, zu erzählen, zu reden; nur der Wunsch war da, dabeizusein. Sie hatte in letzter Zeit so viel geredet, viel zuviel. Reden war zum Beruf geworden. Stundenlange Diskussionen in der Gruppe, Wortgefechte, in denen so oft um die Bedeutung einzelner Begriffe gestritten wurde, die so oft einem Ping-Pong mit Worten glichen . . . Wörter, Wörter. Und dann immer wieder die Vorträge vor Publikum, Einzelgespräche mit Ratsuchenden. Reden, reden, reden . . . Mund auf, Mund zu. Lippenbewegungen . . . Überzeugung und Ehrlichkeit, die durch Wiederholung schal wurden: «Liebe Freunde, liebe Zuhörer, liebe Leute, liebe

Gleichgesinnte, liebe Gegner — und Gegnerinnen . . . » Ach, manchmal schien es ihr, sie habe in ihrem ganzen Leben nicht so viel geredet wie in diesem einen Jahr mit Jürg und der Gruppe. Worte verbraucht, Worte verschwendet. Manchmal überkam sie plötzlich ein Gefühl, als hätte sie das Quantum allen Redens, das ihr zustand, schon ausgeschöpft und müßte nun bis an ihr Lebensende stumm bleiben. Stumm. Sprachlos. — Kein schlechter Gedanke eigentlich. Wie erleichternd die Vorstellung, sich in ein Kloster zurückzuziehen, nie mehr reden: sich stumm der Anbetung einer Gottheit zu widmen, loszukommen von der Wortdiktatur, keine Streitgespräche mehr, keine Mißverständnisse, keine Schlichtungsversuche . . .

Nicht mehr dieser ständige Drang, dieses weibliche Sichkümmern-Müssen um das Wohl der andern: erinnerte sich wohl Jakob daran, daß Jürg morgen von einer Redetournee durchs Welschland zurückkommt und bei ihm übernachten will? Und Priska hat angerufen, weil einer der Zwillinge krank ist. Priska, die sich vor Monaten verletzt zurückgezogen hatte und nichts mehr von der Gruppe wissen wollte. Es mußte schlimm um das Kind stehen, daß sie nun wieder nach Pierre verlangte. Arme Priska. Armer Pierre. Ob jemand die Nachricht an ihn weitergegeben hatte?

Anni seufzte. Was soll's? Sie brauchte heute ihr Mitleid für sich selbst. Einen schier unerschöpflichen Topf Mitleid für sich ganz allein. Abschalten, sich von der Müdigkeit einlullen lassen . . . Und vielleicht ein paar Bilder vom Fest aufnehmen. Schonkost.

Die Frau vor ihr hatte einen hübschen Nacken. In der schwachen Beleuchtung wirkten die gekräuselten Haare, die sie mit einem violetten Kamm hochgesteckt trug, dunkelrot; dunkelrot, hexenrot. Anni fuhr sich mit der flachen Hand über den eigenen, kurzen Haarschopf. Ob sie's mal wieder mit Henna versuchen sollte . . .? Ob Thomas das bemerken würde?

Wie geht das, nicht denken? Und vor allem: Wie geht das, sich keine Sorgen zu machen? Jud wurde in letzter Zeit krankhaft aggressiv. Irgend etwas schien ihn zu beschäftigen. Manchmal wirkten seine Zornausbrüche beinahe zerstörerisch. Vor ein paar Tagen hatte Chantal zu ihm gesagt: «Im Ernst, Jud, ich finde, du solltest mal zu einem Therapeuten gehen. Vielleicht würde es dir guttun, mit jemandem

über deine Probleme und den Umgang mit diesen Problemen zu reden.» Wenig fehlte und Jud hätte ihr eine gelangt. Nur Annis mahrender Blick hatte ihn davon abgehalten, dreinzuschlagen.

Anni schauderte. — Nicht daran denken, nicht daran denken. NICHTS denken.

Wieder drei Schritte vor. Je näher Anni dem Topf kam, aus dem zwei Frauen Suppe austeilten, desto bohrender wurde ihr Hunger. Seit dem frühen Morgen hatte sie nichts mehr gegessen. Jetzt war nur noch die Frau mit dem hübschen Nacken vor ihr; sie drehte sich um und lachte: «Ich komme mir beim Schlangestehen vor wie im guten alten England.» — Oder wie in Rumänien, dachte Anni, nur ist dort Schlangestehen bitterer Ernst. Stundenlanges Anstehen für das Nötigste . . . Ach, sie wollte auch nicht an Marias Briefe denken. Nicht an Not oder Hunger oder Folter . . .

Sie nickte der Frau zu: «Ja, ja, au pair im guten alten England — und das Heimweh der jungen Mädchen . . .» Wie hatte sie sich von der alten Lady ausgenützt gefühlt, damals. Und keine Möglichkeit, sich zu wehren, weil man die Sprache nicht kannte, weil man noch so mädchenhaft unsicher war und die Lady so sicher in ihren Ansprüchen. Das gute alte England: arbeiten bis zur Erschöpfung und bitteres Heimweh.

Anni streckte ihren Teller vor. Der Duft der Suppe stieg warm und tröstlich in die Nase. Die schöpfende Frau lächelte. Durch die Tür neben der Bar kam schwatzend und lachend eine Schar weiterer Frauen herein, übersät mit kleinen Schneesternchen, die in der Wärme schnell schmolzen. Unterdessen war es draußen dunkel geworden. Im schönen alten Dachstock der Reithalle herrschte eine schummrige Atmosphäre. Zigarettenrauch zog in Schwaden durch die Luft und filterte das Licht der roten und grünen Neonlampen. Zweihundert, dreihundert Frauen und einige Kinder standen oder saßen herum, allein oder in Gruppen, und löffelten ihre Minestrone. In einer Ecke tanzten junge Frauen selbstversunken zu Discomusik, die aus den großen schwarzen Lautsprechern drang. Ein blondes Mädchen mit einem pausbackigen Engelsgesicht stand daneben und bohrte in der Nase.

Vorsichtig balancierte Anni den Teller mit der heißen Suppe in der einen und ein Glas Sangria in der andern Hand. Jolanda winkte er-

freut. Sie hatte sich aus dem Rollstuhl heben lassen und saß nun, etwas krumm, Rücken an Rücken mit einer langhaarigen, dicken Frau. Ein kleines Mädchen und ein Junge hatten sich des Rollstuhls bemächtigt und spielten Autobahn damit. Frieda sah sie nirgends. Ob sie krank war? Wann war sie das letztmal mit ihr zusammengewesen? Am Arbeitessen der Mediengruppe — doch das war auch schon eine Weile her.

Im Weitergehen erinnerte sich Anni, daß sie die dicke Frau kannte. Aber woher? — Verschwommene Erinnerungsfetzen. An der letzten Demo mußte es gewesen sein. Die Frau hatte dort eine sehr gute Rede gehalten. Wie hieß sie nur? War sie nicht Politikerin? Ich muß das nächste Mal Jolanda nach ihrem Namen fragen. Vielleicht könnte ich sie mal in die Gruppe einladen . . .

«Verflucht!» Anni hatte etwas heiße Suppe über ihre Finger geschüttet. Verflucht, verflucht. Sie wollte jetzt nicht an die Gruppe denken.

In einer Nische hockten Chantal, Christine und Gerda nahe beinander auf einer Holzkiste und löffelten ihre Minestrone. Chantal rückte zur Seite, damit Anni sitzen konnte, aber Anni ließ sich, Suppe und Sangria vorsichtig im Gleichgewicht haltend, auf den Boden nieder und lehnte an Chantals Knie. Angenehm fühlte sie im Rücken Chantals Wärme, ihre schlanken Beine, ihre Hand, die ihr sanft den Nacken streichelte. Wie schön war es doch, daß sie vier endlich wieder einmal unter sich waren — ohne die Männer der Gruppe. Mit den Männern zusammensein hieß: immer aufpassen, immer sich behaupten müssen, sich wehren gegen Männeransprüche, sich nicht unterbuttern lassen. Ständiger Stellungskrieg. Nur zu gern hätten die es gesehen, wenn die Frauen die Rollen der Teeköchinnen und Tippmamsellen übernommen hätten. Wie Fußangeln waren die subtilen Erwartungshaltungen. Keiner der neun Männer der Gruppe hätte zugegeben, daß er solche Erwartungen hegte — außer Thomas vielleicht, der sich gern hie und da als Chauvi gab: «Du mußt das doch sehen, Anni, Frauen können gewisse Sachen einfach besser, Hemden bügeln zum Beispiel.»

«Daß man sich sogar bei unsern Freunden immer rechtfertigen

muß, wenn man an ein Frauenfest geht», sagte Chantal, wie wenn sie Annis Gedanken erraten hätte. «Wahrscheinlich sind sie neidisch, eifersüchtig, daß wir uns ohne sie vergnügen können.»

«Warum dürfen Männer nicht an ein Frauenfest? Blablabla . . . Ihr seid doch rassistisch, blablabla . . . Nur mit Männern gemeinsam vollzieht sich die Veränderung, blablabla . . .» faßte Gerda zynisch die Gruppendiskussionen von heute nachmittag zusammen. «Ich glaube, ich werde noch lesbisch, nur weil mich die Typen, auch unsere, so anscheißen.»

Christine lachte unsicher.

«Nun ja, manchmal ist es schon schwierig, aber ich finde, du übertreibst. Außerdem ist zum Glück fast die Hälfte der Gruppe homosexuell. Die haben ja doch ein anderes Frauenbild, sehen eine Frau weniger als Objekt.»

«Sooo?» Anni fischte ein Fleischstück aus dem Gemüse und zerkaute es genießerisch. Dann, als käme ihr mit der letzten Faser Fleisch wieder das Gesprächsthema in den Sinn, lachte sie ärgerlich. «Ach komm, Christine, schwul — das heißt doch nicht allzuviel.» Sie kratzte den Rest der Suppe zusammen. Dann stellte sie die Teller ineinander und schob sie verstohlen in eine Ecke. Christine schaute mißbilligend, aber Anni blickte ungerührt zurück und klopfte mit der Faust auf den Boden. «Martin ist oft ein Macho in Reinkultur, das haben wir doch nur allzuoft erlebt. Und Andreas ist zwar lieb und nett, dafür läßt er sich von mir seine Fahrradreifen flicken. — Und ich Idiotin merke nicht mal, was da gespielt wird.»

«Was denn? Was ist denn daran nicht in Ordnung?»

«Hast du's noch nicht gemerkt? Er hat die alte Männerrolle abgelegt, aber er schlüpft doch deswegen noch lange nicht in die Frauenrolle, die allzu sorgende. Diese Art Typen hilft keiner Frau mehr galant in den Mantel, übernimmt keine schweren Arbeiten, kann nicht mehr Fahrrad flicken, weil das ja Männerarbeit ist. Andreas und viele mit ihm profitieren also gleich doppelt von der Frauenemanzipation: Sie lassen das eine und tun das andere nicht. Und Jürg ist in anderer Hinsicht manchmal ein elender Softi, der nach den starken Frauen weint und die Mutter sucht.»

Christine erschrak über Annis Heftigkeit. «Find' ich aber gar

nicht», verteidigte sie ihn empört. «Jürg ist doch sehr autonom. Oder meinst du . . .»

Gerda stand abrupt auf. «Bitte, laßt uns aufhören, über Männer zu reden. Laßt uns tanzen.»

Einige Frauen saßen breitbeinig hinter hohen Congas, trommelnd: Tamtam, tamtam. Sie sahen aus, als wären sie soeben einem matriarchalischen Kult entstiegen. Die Scheinwerfer waren auf sie gerichtet. Der Rest des großen Dachraumes lag im Dunkeln. Immer heftiger wurden die Schläge, immer lauter und wilder. Gerda wiegte sich einen Augenblick mit blitzenden Augen vor ihren Freundinnen in den Hüften und war dann plötzlich wie ein Spuk in der Menge der tanzenden Frauen verschwunden.

Der Rhythmus drang in jede Ecke. Frauen erhoben sich wie in Trance. Die eine zog die andere mit. Nach kurzer Zeit war der ganze Raum erfüllt vom Gewoge tanzender, wiegender Frauen.

Anni erhob sich ebenfalls und faßte Christine und Chantal an den Händen.

«Ja, wirklich! Kommt, laßt uns tanzen, laßt uns allen Ärger und alle Ängste wegtanzen.»

KAPITEL 26

Lukas 22

42. Und er sprach: Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

43. Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel und stärkte ihn.

Beklemmung. Trostlosigkeit.

Der bleischwere Himmel hängt tief und grau, diffus in der Farbe, ohne Leben, ohne auch nur die leiseste Ahnung eines Wolkenrandes.

Unter dem Himmel erstreckt sich, so weit das Auge reicht, die Wüste, stößt am Horizont messerscharf an den Himmel. Ockerroter Wüstenboden, da und dort unterbrochen von Steinen, von graugrünen Stachelbüschen, die wirken, als wären sogar sie zuviel an Leben, als wären sie einer andern Welt entnommen.

Und mitten drin dieses riesige, gläserne Schloß.

Ein gläsernes Schloß mit unzähligen gläsernen Treppen, Gängen, Kammern und Sälen, Türmen und Winkeln. Wenn er an einer Außenwand anstößt, sieht er zum Greifen nahe den Wüstenboden vor sich. Blickt er gegen das Schloßinnere, verwirrt ein blaublitzendes Geflimmer das Auge. Glasschicht über Glasschicht, nicht mehr feststellbar, wo die eine beginnt, die andere aufhört. Verzerrte Dimensionen, verschobene Perspektiven.

Langsam wird er gewahr, daß er nicht alleine im Schloß ist. Zuweilen bewegen sich Schemen hinter den Glaswänden. Jürg betritt Gänge, die in ihre Richtung führen. Und dann, nur ein paar Räume

weiter, erblickt er seine Freunde. Thomas preßt sich an die Wand mit flachgedrückter Nase. Er ruft etwas, mit ausgeprägten Lippenbewegungen. Aber Jürg kann ihn nicht verstehen, sieht nur ein dunkles Loch, das ihn zu verschlingen droht. Neben Thomas drängen sich die andern, eng an der Scheibe, wie Fische in einem Aquarium.

Totenstille.

Durch eine unmerkliche Bildverschiebung verschwinden sie, und Jürg läuft wieder allein durch einen riesigen Saal. Draußen liegt die Wüste in lichtloser Helle. Spiegelglatt dehnt sich der Glasboden vor ihm aus, unter dem Boden noch ein Boden und noch einer und noch einer. In den Räumen über ihm befinden sich Leute. Er sieht nur ihre Schuhsohlen, darüber Hosenränder und dunkle Mantelsäume. Menschen ohne Kopf. Menschen ohne Gesichter. Langsam wechseln die Schuhsohlen ihre Position, immer zwei und zwei zusammen. Ohne daß er merkt, wie er den Saal verlassen hat, steigt Jürg wieder eine Treppe hinauf, Stufe um Stufe. Die Treppe windet sich um einen gläsernen Innenpfosten, und bei jeder Windung, die Jürg höher steigt, sieht er von der Außenwand aus den Wüstenboden zurückweichen, den bleischweren Himmel näherrücken. Aber die Treppe steigt nur, um oben in einen engen Gang zu münden, der schräg wieder nach unten führt, dem Schloßinneren zu. Jürg wundert sich, daß er auf dieser abschüssigen Geraden gehen kann, ohne auszurutschen.

In einem Parallelgang, durch mehrere Wände von ihm getrennt, rennt Magdalena, bläulich verschwommen. Nur ihr verzerrtes Gesicht ist erkennbar. Sie deutet mit dem ausgestreckten Arm auf einen Punkt vor sich und schreit. Jürg sieht, wie ihr Mund sich bewegt, aber er hört nichts. Er hört nicht einmal mehr das Tappen seiner eigenen Füße. Auch sein Keuchen ist aufgeschluckt von der Geräuschlosigkeit. Magdalenas sich immer weiter entfernende Gestalt verändert sich in eine hexenartig verkrümmte Frau, hohnlachend.

Nur raus hier, raus! Dieses Schloß muß doch einen Ausgang haben. Irgendwo muß er doch hier hereingekommen sein.

Jürg rennt, rennt.

Plötzlich knackt es in den Wänden, als ob unsichtbare Lautsprecher eingeschaltet würden. Der erste Laut in dieser Stille. Eine Stimme be-

ginnt zu sprechen, von weit oben, hinter dem grauen Himmel. «Vernehm das Gesetz, das hier drinnen herrscht», sagt die hallende Gottvaterstimme. «Das Gesetz lautet: Alle gegen alle, jeder gegen jeden. Traue niemandem! Hier ist jeder dein Feind.»

Wieder knackt es. Die Stille schließt sich von neuem um Jürg. Zutiefst erschrocken hat er auf die Stimme gehört. Zutiefst erschrocken versucht er, die Botschaft zu verstehen. Vernehm das Gesetz, das hier drinnen herrscht: jeder gegen jeden, alle gegen alle . . .

Hier ist jeder dein Feind.

Aufgeschreckt durch ein Geräusch, sieht er Jud vom Ende des Ganges her auf sich zukommen. Sieht, wie durch ein Vergrößerungsglas, ein maliziöses Lächeln auf seinen Lippen. Und dann steigt Angst in ihm hoch, schlägt über ihm zusammen. Jud! Jud will ihn töten. Das ist hier das Gesetz. Atemlos dreht er sich um und rennt wieder los. Panik im Magen, im Kopf: nur raus hier, raus aus diesem Alptraum! Aber wo sind die Türen, die in die Wüste hinausführen? Immer wieder prallt er gegen Glaswände. Ein paar Polizisten mit geflochtenen Schilden und übergroßen, behandschuhten Händen stellen sich ihm in den Weg.

Er schlägt einen Haken. Alle gegen alle. Jolanda greift nach seiner Jacke, sie hat den Rollstuhl verlassen und humpelt kreischend hinter ihm her. Die Freunde tauchen in einer gläsernen Ecke auf, scheinheilig lächelnd. So schnell er kann, rennt er den Gang wieder zurück. Hannes steht hinter einer Glaswand, ein Messer in der Hand. Jürg rennt weiter. Er weicht Gerda aus, die ihm mit einem tückischen Funkeln in den Augen ein Bein stellen will.

Jede gegen jede, alle gegen alle: Hier ist jeder dein Feind.

Jürg rennt.

Endlich gerettet. Ein langer, leerer Gang liegt vor ihm. Sein Ziehvater Zachäus steht lächelnd vor einer Tür, die hinausführt, hinaus in die unendliche Wüste. Aber Zachäus ist doch gestorben, überlegt Jürg, während er auf ihn zuhastet. Was macht er hier. Egal, Zachäus wird helfen . . .

Zu spät sieht Jürg in den Augen des Alten ein seltsames Funkeln. Als er nach der Türklinke greifen will, ist Zachäus verschwunden. Die Tür ist gläserne Attrappe und fügt sich fugenlos in die unzerbrechliche, harte, gläserne Wand. Erschrocken weicht Jürg zurück. Vor ihm auf dem Boden windet sich ein Knäuel farbiger, dünner Schlangen, die giftig nach ihm züngeln. Weg von hier, nur weg . . . Keuchend flieht er durch die verwinkelten Gänge, Treppen hinauf und Treppen hinunter. Niemand ist mehr zu sehen in diesem Teil des Schlosses. Das Grauen kribbelt über seine Haut, hundertfach, tausendfach . . . Ersticken, sterben.

Als sich Jürg nach Stunden an einer Glaswand zu Boden gleiten läßt, hechelnd, am Ende seiner Kräfte, meldet sich eine innere Stimme, die er vorher im Rennen, im Fliehen überhört haben muß: «Du brauchst die Bedingungen ja nicht zu akzeptieren!» sagt sie klar und wie selbstverständlich.

Natürlich — nicht akzeptieren. Nein sagen. So einfach ist das. Jürg atmet auf. Richtig, er braucht die Bedingungen nicht anzunehmen. Er kann sich diesem Gesetz verweigern. Lieber von Freundeshand umkommen, als allen zu mißtrauen. Lieber zu Unrecht vertrauen, als in ewiger Angst leben. Die Panik wird weggeschwemmt von einer unendlichen Erleichterung.

KAPITEL 27

Lukas 22

44. Und es kam, daß er mit dem Tode rang und betete heftiger. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.

45. Und er stand auf von dem Gebet und kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafen vor Traurigkeit

46. und sprach zu ihnen: Was schlafet ihr? Stehet auf und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

Mit laut klopfendem Herzen wachte Jürg auf. Die Bilder des Traumes standen greifbar klar vor ihm: das gläserne Schloß, Hannes mit dem Messer . . . «Sonderbar, dieser Traum, diese Stimme», murmelte Jürg und öffnete den Reißverschluß seines Schlafsackes. Es gab ein leise sirrendes Geräusch, das ihn an das Schlangenknäuel erinnerte. Sofort überfiel ihn von neuem die Panik des Traumes. Mit angehaltenem Atem spähte er, ob sich in seiner Umgebung etwas bewege. Schlangen auf dem Schlafsack, am Lampenständer — Unsinn!

Jakobs Mutter hatte ihm auf dem Sofa im Hinterzimmer ihrer winzigen Wohnung ein Lager bereitet. Eine Umgebung, die nicht gewöhnlicher und alltäglicher sein könnte. Jürg raffte die Woldecke, die auf den Boden geglitten war, um die Schultern und stand auf. Vorsichtig tastete er sich zum Fenster und öffnete es leise. Schneidend kalte Luft drang herein. Langsam beruhigte sich das heftige Herzklopfen. Aber diese Angst, immer wieder diese Angst . . . Jetzt überfiel sie ihn sogar in den Träumen. Fröstelnd zog Jürg die Decke enger um sich und lehnte hinaus. Weit unten schimmerte das kleine Rasenviereck unter einer dünnen Schneedecke. Was für ein seltsamer Traum, diese Botschaft von oben, dieses züngelnde Schlangenknäuel . . . Schlangen waren seine Angstsymbole. Immer, wenn ihn etwas ängstigte, träumte

er von Schlangen: kleinen giftigen, unheimlich schleichenden, schlängelnden, züngelnden, erwürgenden . . . Diese weiße, gefiederte Schlange, als er träumte, man würde ihn wegen politischer Machenschaften in die Psychiatrische stecken. Oder die große, purpurrote nach der ersten Nacht in Untersuchungshaft: schaurig und doch schön zugleich.

Jürg schloß das Fenster. Er fror. Ein Luftzug hatte das Glasmobile über dem häßlichen Buffet zum Klirren gebracht. Als er sich umwandte, sah er das blasse, verschwommene Oval seines Gesichtes im Spiegel. Zischende, verknotete Schlangenknäuel, Schlangennester, gefährlich aufgerichtete Schlangenköpfe, gespaltene Zungen, Gift in den scharfen Zähnen . . .

Gift in den Äpfeln, im Salat, im Käse . . . Schauernd berührte Jürg eines der immer noch leise nachtönenden Glasteile des Mobiles. Kitschige rosa Schwäne. Nur das Zwielight der Nacht gab ihnen eine gewisse bizarre Schönheit. Zart verklang der letzte Ton. Im Nebenzimmer schnarchte Jakob, und Jürg wünschte sich sehnlichst, Jakob möge kommen und mit ihm reden. Ein bißchen plaudern.

Schlangen. Angst. Ja — Angst hatte er wahrhaftig, und je länger je mehr. Diese schreckliche Welt, in die er hineingeboren war. Diese schreckliche, selbstzerstörerische Welt, die doch zu retten sein mußte. So dumm durften die Menschen einfach nicht sein, so sträflich dumm. Aber es gab Tschernobyl und Schweizerhalle, das Ozonloch, Hunger, ausgerottete Wale, sterbende Wälder, Krieg . . .

Alle gegen alle.

Wie elektrische Impulse drangen die Wörter in sein Hirn ein, dazu Bilder, grotesk sausend wie auf einer zu schnell eingestellten Filmspule: Soldaten, auf Zivilbevölkerung einschlagend, Kinder mit großen Augen und aufgetriebenen Hungerbäuchen. Der amerikanische Präsident: «. . . Ich bin glücklich über die Erfolge, die mein Land erzwungen hat . . .» — im Krieg, im Krieg . . . Immer noch reicht es nicht, daß auf der ganzen Welt Menschen umgebracht werden; daß gekillt wird, hingerichtet, zu Tode gefoltert, verhungert, verunglückt . . . Es brauchte die Vernichtung im großen Stil: Atombomben, Sprengsätze, Giftgase, Kampfgase . . . Jakob, daß du schlafen kannst, wo doch in derselben Stunde auf der ganzen Welt Tausende von Menschen um-

kommen. Wach auf, Jakob! Wacht alle auf, ihr Schläfer, Jakob, Thomas, Simon, Chantal . . .

Scheiße! Er ließ sich von seinen Ängsten überwältigen, Scheiße. Jürg gab dem Mobile einen Schlag, so daß es zu klirren begann. Heftig schaukelte der eine Schwan in einen Lichtstreifen, der vom Fenster hereinfiel, und blinkte einen Augenblick geheimnisvoll auf.

«Ist was?» rief Jakobs verschlafene Stimme aus dem Nebenzimmer.

«Nein, nein, nichts — nur ein Alptraum!»

«Aha, also schlaf gut weiter.»

«Nur ein Lebensalptraum», murmelte Jürg, während er in den ausgekühlten Schlafsack zurückkroch. Ein Lebensalptraum. Das Leben ein Alptraum. Jedem sein eigener Alptraum . . . Und: „sich ja nur es chliises Träumli gsi, Träumli sind ja doch so schnäll verbii . . .“ Alle gegen alle, hier ist jeder dein Feind . . .

Gestern hatte er wieder einen dieser anonymen Briefe bekommen. „Hüten Sie sich, Herr Röthlisberger“, hatte der Unbekannte geschrieben. „Ihre Hetzereien gehen zu weit. Das lassen wir uns nicht mehr länger gefallen. Wenn Ihnen ihr Leben lieb ist . . .“

«Was liest du das Gewäsch überhaupt», hatte Jud verächtlich gefragt, als er Jürg weinend vorfand. Haß hatte in Juds Stimme geklungen, als er den Brief an sein brennendes Feuerzeug hielt. «Überleg lieber, welche Position du in der Osterrede vertreten willst, statt hier zu flennen.»

Jud, geliebter, unfafßbarer, fremder Bruder. Jud!

Jeder gegen jeden. Alle gegen alle. Hier ist jeder dein Feind.
Jud?

Aber nein, der Traum war doch weitergegangen. Jürg streckte die Zehen aus und fand eine warme Ecke. Der helle Strahl von draußen war unterdessen weitergewandert, hatte einen der kleinen rosa Schwäne aus dem Dunkel herausgeholt und ließ ihn auf verzauberter Lichtflut schwimmen.

Nein, er brauchte die Bedingungen nicht anzunehmen. Was war

das überhaupt für ein Gott, der solche Bedingungen stellte? Nein, nein, nein. Er, Jürg, verweigerte den Gehorsam. Langsam versickerten die Traumbilder wie Wasser im Sand. Nur noch ihr Abdruck blieb zurück, die nasse Spur auf den Sandkörnern, die rasch verdunstet. Dafür wurde das andere Gefühl stärker, die Erleichterung: Ich brauche die Bedingungen des Hasses nicht anzunehmen. Ich schaffe mir die eigenen, die der Liebe und des Vertrauens. Wie die Wärmeflasche auf dem Bauch, die ihm Gerda hie und da machte, spürte er plötzlich Wärme. Trost.

«Wärmflaschen sind ein Frauenmittel gegen Einsamkeit», hatte sie einmal lachend gesagt, mit einem bitteren Unterton in der Stimme. «Ersatzwärme, wenn die eigene nicht mehr taugt, das Frösteln zu verjagen. Versuch's mal!»

Nein, das Gefühl war mehr als die Wärmeflasche. Es war nicht Ersatz. Es war echt, echte Erleichterung: diese Bedingungen nicht annehmen zu müssen, nicht übernehmen, sich nicht daran übernehmen. Ein schöner Traum doch eigentlich. Ein schöner, starker Traum.

Friedlich schlief Jürg wieder ein. Vor dem Fenster zeigte sich sachte die erste Dämmerung.

KAPITEL 28

Lukas 22

31. Der Herr aber sprach: Simon, Simon, siehe, der Satanas hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen;

32. ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder.

33. Er sprach aber zu ihm: Herr, ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.

34. Er aber sprach: Petrus, ich sage dir: Der Hahn wird heute nicht krähen, ehe denn du dreimal verleugnet hast, daß du mich kennest.

Jakob hatte bei seinem Herumstreifen in der Stadt wieder eine dieser alten, leerstehenden Villen im Kirchenfeldquartier entdeckt und in der abendlichen Gruppensitzung empört davon erzählt. Nach einigen Diskussionen entschlossen sie sich kurzerhand, die Villa zu besetzen. Sie hatten es alle allmählich gründlich satt, andauernd bei Eltern, Freunden oder im Sleep-in zu übernachten.

Die ersten Tage im neuen Haus ließen dann auch beinahe die alte Gruppenintensität wieder aufleben. Zusammen essen, unter demselben Dach schlafen, gemeinsam kochen, das festigte das Zusammengehörigkeitsgefühl, so wie damals im alten WG-Haus vor der Räumung durch die Polizei. — Das Zusammengehörigkeitsgefühl oder die Illusion davon . . .

Vorderhand hatte sich der Hausbesitzer noch nicht gemeldet, und auch ihre „Dieses Haus wird jetzt bewohnt“-Fahne war noch nicht heruntergerissen worden. Doch das Warten auf die Polizei zehrte an den Nerven und suchte sich, wie so oft, ein Ventil in stundenlangen, aggressiven Streitgesprächen.

«Freundschaft wiegt jedenfalls mehr als jede Ideologie», sagte

Pierre heftig zu Jud und ließ sich mit einem Honigbrot auf eine der Matratzen am Boden fallen. Bis jetzt hatten sie sich nur das notwendigste Mobiliar zusammengebettelt, einen Tisch, an dem nicht alle gleichzeitig Platz fanden, einige Kisten, Bettzeug und Küchengeräte. Jürg und Hannes hockten bereits mit gekreuzten Beinen auf dem Rand der Matratze. Sie hatten sich auf einem gestreiften Küchentuch ein Frühstück arrangiert.

Hannes schimpfte: «He, Pierre, paß doch auf, du vertropfst hier ja alles mit deinem Brot.»

Pierre beachtete ihn nicht. Wütend redete er mit Jud, der an der andern Wand des Raumes rittlings auf einer Harasse saß und schwarzen Kaffee schlürfte. «Du immer mit deinen marxistischen Parolen. Damit erreichst du die Leute nicht, einen Dreck erreichst du. Du mußt von der individuellen Liebe reden, von etwas, das die Leute verstehen: von Freundschaft, Brüderlichkeit . . .»

«Und Schwesterlichkeit, bitte!» warf Anni laut vom Tisch her ein.

Pierre quittierte den Einwand mit einer Grimasse. «Geschwisterlichkeit, meinetwegen, wenn du darauf bestehst. Aber das ist ohnehin Unsinn. Brüderlichkeit ist doch symbolisch, geschlechtsneutral. Freundschaft und Brüderlichkeit . . .»

«Wie? Geschlechtsneutral, du spinnst wohl, liebes Brüderlein Pierre. Daß man sogar euch immer wieder erklären muß . . .»

«Ach, laß mich in Ruhe, Anni. Misch dich nicht ein. Das ist ein Gespräch unter Männern. — Erklär du dich mal, Jürg. Was verstehst denn du unter Freundschaft? Sag! Wir sind doch Freunde, wir beide, nicht wahr? Also . . .»

Hannes reichte Jürg, mit einem ablehnenden Blick auf Pierre, in einem bunten Plastikbecherchen das weichgekochte Ei, dem er schon die Spitze geköpft hatte.

Jud lachte höhnisch. «Spar dir die großen Worte für die Öffentlichkeit, lieber Pierre, dort wird man dir Beifall klatschen. Außerdem ist jeder Jürgs Freund — jeder und jede. Jürg verkörpert bei gewissen vielleicht etwas naiven Leuten die allumfassende, weltumspannende Liebe und Freundschaft. Nicht? Lieber lieb und leise als laut und böse, stimmt's Jürg? Aber irgendwann werd' ich dich zwingen, Stel-

lung zu beziehen, das verspreche ich dir. Laut und öffentlich Stellung, für oder gegen wen du eigentlich bist . . .»

Jürg zuckte zusammen. Immer wieder verletzte es ihn, Juds Eifersucht zu spüren, Juds hilflose, jähe Ungeduld. Und immer wieder die Streitereien zwischen Jud und Pierre. Der Luchs auf der einen, der Bär auf der andern Seite. Und er, wie das gejagte Wild, dazwischen.

«Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Pierre», meinte er abwägend und begann vorsichtig, das Ei auszulöffeln. «Natürlich — Freundschaft ist etwas wahrhaft Kostbares. Aber letztlich ist doch jeder auf dieser Welt allein, auf sich allein gestellt. Man hat zwar Freunde und meint ihnen zu trauen und soll ihnen trauen, aber richtig Verlaß ist doch nicht einmal auf einen selbst.»

Hannes warf ihm einen bekümmerten Blick zu. Dann begann er seufzend, das Geschirr zusammenzustellen, Teller in Teller, Tasse in Tasse. Jürg half nicht dabei. Geistesabwesend ließ er die Eierschalen auf den Boden fallen und verfiel in seinen Dozierton:

«Wer weiß schon, wie er reagiert in Extremsituationen. Wie hätten wir uns wohl verhalten unter dem Naziregime? Vielleicht wären wir uns selber treu geblieben, ich hoffe es — und vergast worden. Aber wahrscheinlich wären wir so erbärmlich feige gewesen, wie die Millionen von Mitläufern in Europa es waren.»

Hannes schluckte leer. Vorsichtig klaubte er die Eierschalen in ein leeres Joghurtbecherchen und trug es zum Abfalleimer.

Jürg beobachtete ihn lauend. «Vielleicht ist Freundschaft nicht mehr als eine Illusion, nicht wahr, Kleiner?» Hannes machte eine abwehrende Bewegung, und Pierres gutmütiges Gesicht lief rot an.

«Wie kannst du das sagen, Jürg», sagte er heftig. «Mir jedenfalls bedeutet Freundschaft viel, sehr viel — unsere Freundschaft zum Beispiel. Ich würde mein Leben dafür aufs Spiel setzen. Du etwa nicht? Sag!»

Thomas stand auf und klopfte Pierre herablassend auf die Schultern. «Ehrlich, Pierre, etwas veraltet tönt das schon: sein Leben einsetzen für einen Freund . . . Das klingt wie aus einem mittelalterlichen Heldenepos.»

Pierre fuhr auf. «So, klingt es? — Würde mich dann nur interessieren, wie du im Falle eines . . .»

Thomas zuckte die Schultern und wandte sich ab. «Schon gut, schon gut, Pierre, ich lasse dir ja deine hehren Gefühle, nur haben wir im Moment Wichtigeres zu formulieren als poetische Freundschaftsschwüre.» Er hatte von seines Vaters Kanzlei den Schreibcomputer ausgeliehen und begann, ihn auf einem behelfsmäßigen Gestell einzurichten. Jud half ihm mit verkniffenem Gesicht.

Jürg schob sich neben Pierre und nahm dessen Hand. «Ich würde auch mein Leben für dich einsetzen, Pierre. Ich hoffe, daß ich es täte. Trotzdem — wir können leider uns selber nicht allzusehr vertrauen.» Seine Stimme wurde schroff. «Ich bin sicher, daß du mich schon oft in Gedanken oder Worten verleugnet hast. — Oder es tun wirst bei Gelegenheit. Wir sind uns in unseren Idealen selber die größten Gegner. Wer weiß, wie du reagieren wirst, wenn dann alle mit den Fingern auf mich zeigen.»

Pierre zog gekränkt seine Hand zurück. «Ich weiß nicht, Jürg, warum du das gerade mir sagen mußt? Niemals würde ich dich verleugnen. Daß ich zu dir stehe, habe ich schließlich oft genug bewiesen.»

«Das sind wieder mal so typische Männergespräche», bemerkte Anni spitz zu Chantal und begann, das Frühstücksgeschirr wegzuräumen. «Wer von euch Helden geht heute einkaufen?»

KAPITEL 29

Lukas 22

7. Es kam nun der Tag der süßen Brote, auf welchen man mußte opfern das Osterlamm.

8. Und er sandte Petrus und Johannes und sprach: Gehet hin, bereitet uns das Osterlamm, auf daß wir's essen.

9. Sie aber sprachen zu ihm: Wo willst du, daß wir's bereiten?

10. Er sprach zu ihnen: Siehe, wenn ihr hineinkommt in die Stadt, wird euch ein Mensch begegnen, der trägt einen Wasserkrug; folget ihm nach in das Haus, da er hineingeht;

11. und saget zu dem Hausherrn: Der Meister läßt dir sagen: Wo ist die Herberge, darinnen ich das Osterlamm essen möge mit meinen Jüngern?

12. Und er wird auch einen großen Saal zeigen, der mit Polstern versehen ist; daselbst bereitet es.

13. Sie gingen hin und fanden, wie er ihnen gesagt hatte, und bereiteten das Osterlamm.

«Ich finde, die Stimmung zwischen uns ist nicht mehr auszuhalten», sagte Chantal zu Anni, die am Spültrog stand und schmutzige Tassen unter das fließende Wasser hielt. Es war eine sehr schöne, gemütliche Küche mit Spuren von Verfall in allen Ecken. Wasserflecken zeichneten eine braune Landkarte an eine Wand, und unter dem Fenster bröckelte der Verputz. Aus dem Küchenfenster sah man in ein romantisches, verwildertes Gärtchen, jetzt durch schräge Regenschnüre sanft verschleiert. Aber Anni schien keinen Blick zu haben für die Umgebung. Müde starrte sie vor sich hin. Chantal nahm ihr die längst sauber gespülte Tasse aus der Hand, legte sie vorsichtig aufs Abtropfbrett und drückte Anni auf die geschnitzte Eckbank aus hellem, lebhaft gemasertem Kiefernholz.

«Wirklich, Anni, du gibst nur noch mürrische Antworten, wenn man dich etwas fragt. Lachst auch kaum mehr. Ich selber habe Kopfweg, daß ich die Wände hochgehen könnte, und schlafe schlecht . . . Und dieses Gezänk vorhin über Männerfreundschaften und was weiß ich war ja wirklich auch das allerletzte. Wir müssen etwas tun, sonst schlagen wir uns noch gegenseitig die Köpfe ein.»

«Supervision?» fragte Anni ironisch.

Chantal winkte betupft ab. «Nein, nein, nichts dergleichen, etwas Lustiges, etwas Entspannendes . . . Und das noch vor Ostern. An Ostern sind wir doch wieder eingespannt in die ganze Organisation und Durchführung der Osterkundgebung. Es wird eine Menge Volk geben. Hoffentlich setzen sie nicht zuviel Tschuggerei ein. — Ach, Anni, das wächst uns doch alles über den Kopf. Mir wird schon schlecht, wenn ich nur dran denke. Wir haben uns einfach zuviel aufgebürdet.»

«Du sagst es, Chantal. Doch zurück können wir jedenfalls nicht mehr.»

«Nein, das nicht, aber wir sollten wieder mal ein Fest organisieren, nur für uns, irgend etwas, das aufstellt.»

Simon kam triefend vor Nässe herein, in der einen Hand ein prall gefülltes Einkaufsnetz, das er schnaufend auf den Tisch plumpsen ließ, in der andern ein paar leuchtendrote Tulpen. Ungeschickt büschelte er die Blumen in ein leeres Marmeladeglas. Dann entledigte er sich seines abgewetzten Anoraks und schmiß ihn achtlos in eine Ecke. Er hatte die letzten Worte Chantals mitbekommen und stellte sich nun mit einem großspurigen Lächeln in Positur.

«Schon erledigt, Chantalchen. Du kommst mit deinem Vorschlag zu spät», verkündete er. «Jürg hat soeben dieselbe Idee entwickelt. Abwechslung, Entspannung, Waffenstillstand im Kalten Krieg. Hannes und Pierre sind auf seinen Rat hin zum Hausbesitzer gegangen und haben ihn gefragt, ob wir ganz offiziell, mit seiner gnädigen Erlaubnis, in unserem Schlößchen wohnen bleiben dürfen, wenigstens über die Festtage. — Und stellt euch vor: Ein Wunder ist geschehen, ein Wunder! Dem alten Knacker schien Jürgs berühmter Name zu imponieren. Mister Schmid hat eingewilligt, wo gibt es denn das noch? Ein Hausbesitzer, der den Besetzern erlaubt, sein Haus besetzt zu halten. Unglaublich, nicht? Phantastisch! Da muß ich ein Lied darüber machen. Und natürlich müssen wir das feiern, Tralala . . .» Er zog Chantal von der Bank hoch und tanzte mit ihr quer durch den Raum.

Thomas trat in die Küche. Hinter ihm Jürg und Hannes.

«Dieser Herr Villenbesitzer weiß genau, daß er auf diese Weise weniger Ärger mit uns hat, als wenn er das Haus polizeilich räumen ließe«, sagte er.

Aber Simon fiel ihm lachend um den Hals. «Laß gut sein, alter Skeptiker. Jetzt wollen wir feiern. Das liebe Osterhäselein — kommt schon am Gründonnerstag — zu den braven Kinderlein — und bringt bunte Eierlein . . .»

«Und seht, was ich hier habe.» Jürg hielt zwischen Daumen und Zeigfinger eine Hunderternote und einen zartblauen Briefbogen in die Höhe und ließ dann beide wie welke Blätter zu Boden schweben. «Eine ungenannt sein wollende Gönnerin, die mich ja sooo bewundert, schickt mir diese Spende und bittet mich, doch auch mir selber einmal etwas zuliebe zu tun . . . Und das werde ich natürlich machen. Ich lade euch alle zum feinsten Lammgigot ein, das ihr je in eurem Leben genossen habt. Gib mir das Netz, Simon! Ich gehe gleich einkaufen. Und schneidet unterdessen schon mal Knoblauch klein, Knobli gehört dazu.»

Unter der Türe drehte er sich nochmals um. «Ich freue mich ganz riesig auf einen gemütlichen Abend, wieder einmal mit euch allein.»

KAPITEL 30

Lukas 22

1. Es war aber nahe das Fest der süßen Brote, das da Ostern heißt.
2. Und die Hohenpriester und Schriftgelehrten trachteten, wie sie ihn töteten; und fürchteten sich vor dem Volk.
3. Es war aber der Satanas gefahren in den Judas, genannt Ischariot, der da war aus der Zahl der Zwölf.
4. Und er ging hin und redete mit den Hohenpriestern und mit den Hauptleuten, wie er ihn wollte ihnen überantworten.
5. Und sie wurden froh und gelobten, ihm Geld zu geben.
6. Und er versprach es und suchte Gelegenheit, daß er ihn überantwortete ohne Lärmen.

«Herrgottdonnerwetter, verfluchte Sausiechen . . .» Korporal Egli war bekannt für seine Fluchtiraden.

Leutnant Beat Zünd schloß energisch die Türe mit der abblätternden grauen Farbe hinter sich und lachte. «Was rufst denn du wieder aus, Wale? Ist dir eine Demo über die Leber gekrochen?»

Walter Egli ließ krachend die Faust auf die abgenützte Tischplatte des Wachtlokales sausen. «Genau! Du sagst es: Demo.» Das Wort schien seine Wut noch mehr anzuheizen. Eglis Augen waren blutunterlaufen, sein Kinn zitterte. «Demo, Demo, Demo. Diese verdammten hurencheiben Demonstrationen. Diese verdammten hurencheiben verfluchten Demonstranten, diese Nichtsnutze, vermaledeite Krüppelsiechen, diese . . .» Egli schnappte nach Luft. Eine Ader an seiner Schläfe war angeschwollen. Nervös zerknüllte er ein bedrucktes Blatt Papier zwischen seinen großen Fäusten. Zünd setzte sich auf die Tischkante und klopfte Egli amüsiert auf den rundlichen Unterarm.

«Beruhige dich, Wale, schnapp nur nicht noch über. Was ist denn los?»

Er zog ihm das zerknüllte Papier aus den Fingern und glättete es vorsichtig über der Tischkante. „Einsatzaufgebot für die Karfrei-

tagsdemonstration, 5. April. Volle Ausrüstung, Einsatz unter dem Befehl von Oberleutnant Roth.“

Zünd runzelte die Stirne. «Ach ja, auch ich hab so ein Aufgebot bekommen. Dabei wollte ich doch nochmal skifahren gehen über Ostern. Das ist eben das Erhebende an unserem Beruf: allzeit bereit für Volk und Vaterland. Diese Typen vermässeln einem in letzter Zeit wirklich das ganze Privatleben mit ihren blöden Demos.»

«Genau!» Egli schlug wieder mit der Faust auf den Tisch. «Gottverfluchte Sauhurenhunde. Und wer muß einmal mehr den Kopf hinhalten, wer? Wir, immer wir. Dauernd schreien alle nach der Polizei, aber wenn dann etwas nicht so ganz klappt, heißt es gleich wieder: die böse Polizei. ‚Unverhältnismäßiger Einsatz . . . brutales Vorgehen . . .‘ Ach, das ist mir doch verleidet. So macht die ganze Arbeit keinen Spaß mehr.» Egli hatte etwas Dampf abgelassen. Er zog einen Stuhl heran und ließ sich schweratmend fallen. «Über Ostern wollte ich mit meiner Frau nach Italien fahren. Sie drängt schon lange deswegen. Und nun schon wieder dieser Sondereinsatz. Ständig Sondereinsätze. Alles wegen diesen Demonstranten, diesen Radaubrüdern, die man alle ins Arbeitslager stecken müßte. — Oder noch besser: gleich an die Wand stellen.» Egli wartete darauf, daß Zünd protestiere, aber als der nur unbestimmt nickte, kam er wieder in Fahrt. «Am schlimmsten ist dieser Röthlisberger, dieser Jürg von Spreitenbach, wie sie ihn nennen. Der wiegelt alle auf mit seinen Hetzreden. Eigentlich ist der schuld an diesen ständigen Demonstrierereien. Demo als Sonntagsvergnügen, Demo am Abendverkauf, Demo für den Frieden, gegen Atomkraftwerke, Demo gegen Militär, Demo für den Osterhasen. Einmal war sogar meine eigene Tochter dabei — stell dir vor, Zünd, die eigene Tochter! Der hab ich's aber gegeben, du. Der hab ich gezeit, wo Bartli den Most holt. — Die eigene Tochter . . .»

Zünd zuckte bedauernd die Schultern, und Egli stand auf, wischte sich mit dem Unterarm den Schweiß von der Stirn und nahm Zünd den Dienstauftrag aus den Händen. Dann setzte er die Mütze auf und bewegte sich brummend zur Tür.

«Mit Schimpfen schafft man diesen Röthlisberger auch nicht aus der Welt. So, Feierabend! Ich geh nun. Ein Bier in der Beiz und dann ab in die Federn. Tschau zusammen, bis morgen.»

Der junge von Grüningen hatte während des ganzen Auftritts mit zusammengekniffenen Lippen am Fensterkreuz gelehnt. Jetzt drehte er sich unbeherrscht um und stellte sich vor Zünd hin. «Sie können sagen, was Sie wollen, Herr Leutnant, der alte Wale spricht mir aus dem Herzen. Er ist zwar ein Murrhaufen, ein undisziplinierter Polizist und ein schlechter Vorgesetzter. Aber in dem Punkt hat er recht: Diesem Röthlisberger und Konsorten müßte wirklich mal jemand das Handwerk legen. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, daß solche Subjekte ungestraft und ungehindert immer weiterwühlen dürfen. Dem gehört doch eine Ladung CN-Granaten untergeschoben. Oder noch besser: ein kühler, klarer Kopfschuß.» Von Grüningens Stimme zitterte vor unterdrückter Wut.

Leutnant Zünd betrachtete ihn frostig. Langsam ging er zur Tür, öffnete, schaute kurz in den Korridor und schloß sie wieder. Dann stellte er sich mit dem Rücken zum Zimmer ans Fenster und schaute hinaus auf den bereits im Dunkeln liegenden Waisenhausplatz. Die Lichter der Autos schnitten Bildfragmente aus dem Schwarz: einen grauen Anriß des Oppenheimbrunnens, zwei Leute, die mit Schirmen über die Straße hasteten, eine Abschrangung, wo Bauarbeiter die Straße aufgerissen hatten.

«An höchster Stelle fände man das auch keine schlechte Idee, wenn Jürg Röthlisberger von der Bildfläche verschwinden würde», sagte er vorsichtig, mit einem Seitenblick auf von Grüningen. «Aber wir dürfen keine Märtyrer schaffen. Einen Rudi Dutschke können wir uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht leisten. An höchster Stelle, ich möchte keine Namen nennen, Sie verstehen, denkt man an einen Unfall, ein Versehen, einen bedauerlichen Zwischenfall, nicht wahr?» Zünd lachte und drehte sich von Grüningen voll zu. «Ich hörte, daß Sie einer unserer besten Schützen seien, von Grüningen. Ein Mann mit Ihren Fähigkeiten wird bestimmt bald befördert, dafür werde ich mich persönlich einsetzen.» Er wandte sich zur Tür. «Übrigens — da verrate ich Ihnen kein Dienstgeheimnis, Jürg Röthlisberger wird noch diese Nacht festgenommen. Irgend etwas werden wir ihm schon anzuhängen wissen. Einer seiner Kumpane, ein gewisser Jud Meier, hat uns verraten, wo er sich im Augenblick aufhält. Gute Nacht also. Machen Sie's gut.»

KAPITEL 31

Lukas 22

14. Und da die Stunde kam, setzte er sich nieder und die zwölf Apostel mit ihm.

15. Und er sprach zu ihnen: Mich hat herzlich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide.

16. Denn ich sage euch, daß ich hinfort nicht mehr davon essen werde, bis daß es erfüllet werde im Reich Gottes.

17. Und er nahm den Kelch, dankte und sprach: Nehmet hin und teilet ihn unter euch;

18. denn ich sage euch: Ich werde nicht trinken von dem Gewächs des Weinstocks, bis das Reich Gottes komme.

21. Doch siehe, die Hand meines Verräters ist mit mir über Tische.

22. Denn des Menschen Sohn geht zwar hin, wie es beschlossen ist; doch weh dem Menschen, durch welchen er verraten wird!

23. Und sie fingen an, zu fragen unter sich selbst, welcher es doch wäre unter ihnen, der das tun würde.

24. Es erhob sich auch ein Zank unter ihnen, welcher unter ihnen sollte für den Größten gehalten werden.

25. Er aber sprach zu ihnen: Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren.

26. Ihr aber nicht also! Sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie ein Diener.

27. Denn welcher ist größer: der zu Tische sitzt oder der da dient? Ist's nicht also, daß der zu Tische sitzt? Ich aber bin unter euch wie ein Diener.

Das ganze Haus war erfüllt von einer feierlichen, aufgedrehten Stimmung. In einem der oberen Räume übte Simon mit Gerda und Chantal seinen neuen Song, den er soeben gemacht hatte. Pierre hatte den Salon ausgeräumt und mit Tischen, Pulten und Brettern auf Böcken eine lange Tafel zusammengeschoben. Es war, als hätte der schöne Raum nur darauf gewartet, wieder einmal zum Leben erweckt zu werden. Dunkelgrüne Samtvorhänge verhüllten die hohen Fenster und sperrten die Nacht aus. Anni war bei Freunden herumgerannt, hatte Stühle und weiße Leintücher als Tischuchersatz ausgeborgt und Besucher abgewehrt: «Nein, heute wollen wir wieder mal unter uns sein, nur wir dreizehn. Niemand sonst. Wir brauchen das . . .»

«Die können es nicht begreifen, daß wir mal nicht Herz, Haus und Portemonnaie offen haben für sie. Herr Küenzi wurde richtig ausfallend, als ich ihm erklärte, ich hätte keine Zeit, seine Jammertiraden anzuhören . . . Jammertiraden habe ich natürlich nicht gesagt, aber ich mußte richtig Gewalt anwenden, um ihn hinauszubefördern . . .» Anni plauderte, gelöst wie selten. Niemand hörte ihr zu, aber das war unwichtig. Sie kauerte auf dem Boden und beobachtete lächelnd die Freunde.

Christine und Jakob schmückten die Tafel festlich mit rosa Kerzen, Efeu, Silbergirlanden, Tulpen, Narzissen . . .

«Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen, am Himmel hell und klar», sang Jakob laut und etwas falsch und verteilte goldene Sterne auf die Teller. «So, wir haben es geschafft. Von uns aus kann die Fete beginnen, nicht wahr, Christine?» Sein breites, einfaches Gesicht leuchtete. Christine nickte und zupfte ein letztesmal ein paar Tulpen und Narzissen zurecht.

Jürg, Hannes und Thomas werkten schon seit Stunden in der Küche. Würziger Bratenduft durchdrang das ganze Haus. Öfters erschallte lautes Gelächter — lange nicht mehr vernommen in der Gruppe.

Pierre blieb einen Augenblick im Vorraum stehen und lauschte. Dann steckte er den Kopf durch die Durchreiche und rief mit seinem tiefen Baß: «Laßt dann aber auch noch etwas Wein übrig für den Abend.»

Thomas reichte ihm ein volles Glas hinaus. «Das war es doch wohl, was du wolltest, nicht? Aber paß auf, Pierre, du weißt: Neid, Neid ist ein häßliches Kleid.»

Schmunzelnd strich sich Pierre durch die ersten grauen Strähnen in seinem Bart. Dann nahm er das Glas und setzte sich damit auf die unterste Stufe der elegant geschwungenen Treppe. Genießerisch kostete er den ersten Schluck. Thomas hatte die Durchreiche wieder geschlossen. Gedämpft hörte Pierre die Stimmen seiner Freunde aus der Küche und aus dem Salon: Erklärungen, Plaudern, das rauhe, etwas heisere Lachen Jakobs. Oben ging eine Tür. Simon befahl, es tönte hell und eifrig: «So, das Ganze noch einmal von vorne: Der fette Hausbesitzer lacht — das hat er wieder fein gemacht — doch nein, o

nein . . . » Klack, die Türe wurde wieder geschlossen, und Pierre zog einen Augenblick fröstelnd die Schultern zusammen. Er stellte das Glas ab und lehnte sich zurück. Der Teppich war an den Kanten abgewetzt und hatte seine Farbe verloren, doch das stabile Holzgeländer fühlte sich seidig an. Mit Kennerblick betrachtete er die kunstvoll gedrechselten Pfosten und die Griffleisten. So ein Haus müßte man haben. Mit Priska und den Zwillingen in einem solchen Haus wohnen . . . Priska fehlte. Priska müßte doch dabeisein . . .

Wieder kam von oben ein kalter Luftzug, und die Tür wurde nochmals energisch zugeschlagen.

Ob es mit Priska noch einmal so werden würde wie früher? Er sehnte sich heftig nach ihrer spröden Zärtlichkeit, ihren langen, straffen Schenkeln. Und im Moment noch schmerzlicher sehnte er sich nach dem Geplauder der Zwillinge. Otti mußte längst wieder gesund sein. Und Maxi? Fragte sie nach ihrem Papa? Er hatte die beiden seit zwei Monaten nicht mehr gesehen . . . Ach, was soll's. Pierre strich sich mit der großen Hand übers Gesicht. Nicht daran denken jetzt. Die Arbeit der Gruppe war wichtiger, ihr Engagement für eine bessere Welt — da mußte die Familie zurückstehen.

Das Geräusch der sich öffnenden schweren Haustüre ließ ihn aufblicken. Andreas und Martin kamen Arm in Arm herein und schreckten Pierre aus seinen Grübeleien auf. Sie brachten einen Schwall frischer Luft mit sich und kicherten wie kleine Jungen.

«Sieh mal, was ich gefunden habe in einem kleinen Geschäft in der Altstadt», rief Andreas und schwenkte seine „Jute statt Plastik“-Tasche. «Rosa Schokoladehäschen, kleine schwule Schokoladehäschen, toll, nicht? Wir haben euch allen eins mitgebracht. Was sagst du nun, Pierre?»

«Um Himmels willen, nein. Da lob ich mir die herkömmlichen braunen, das rosa Zeug sieht gräßlich aus.»

«Bist halt ein unverbesserlicher Normi, alter Stone.»

«Und ihr unverbesserliche Kindsköpfe!»

Lachen, Necken, Heiterkeit.

Nur Jud war verschwunden.

Er tauchte erst wieder auf, als Jürg zum Essen rief.

Sie hatten ihre besten Kleider angezogen, und Chantal klebte jedem, der durch die geschmückte Türe eintrat, ein Flitterherzchen auf die Wange.

«Oh, wie schön», sagte Jakob angesichts der vielen brennenden Kerzen, «wie eine Hochzeitstafel.»

«Oder wie die Taufe von Dornröschen», rief Anni. «Wir hatten leider, wie im Märchen, auch nur zwölf goldene Teller, dabei sind wir dreizehn. Wie peinlich . . .» Sie lachten alle, während sie ihre Plätze einnahmen. Aber Jakob blickte im Kreis herum und fragte ernsthaft, mit dem etwas einfältigen Gesicht, das die andern so oft zu Spötteleien reizte: «Wer von uns ist denn nun die böse dreizehnte Fee?»

«Der oder die — wer sich als letzter hinsetzt, das weiß man doch», erklärte Gerda.

Augenblicklich verstummten alle. Der Stuhl neben Jürg stand noch frei. Jud, eben im Begriff, sich zu setzen, wollte reflexartig wieder aufstehen, als er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sah. Doch dann ließ er sich mit einem unsicheren Lachen nieder und nahm die Gabel zur Hand.

«Nun, wenn ihr immer noch an Märchen glaubt, dann sei es halt so.»

Jürg reichte ihm spöttisch eine Blume aus dem Strauß vor ihm auf dem Tisch: «Nimm's nicht tragisch, Jud, es braucht die Bösen auf der Welt, damit sich die Guten bewähren können. Nur wehe, wehe denen, durch die das Böse kommt . . .» Als er Juds entsetztes Gesicht sah, sagte er schnell: «War doch nur Spaß, Jud — was hast du denn? Was ist los?»

Auch die andern blickten erschrocken auf Jud, der leichenblaß geworden war. Jud winkte ab, mit einer Handbewegung, die aggressiv wirkte. Als er bemerkte, wie angespannt alle zu ihm hinblickten, versuchte er mit Witzeln seine Verwirrtheit zu überspielen.

«Also gut», sagte er mit einem unterdrückten Zittern in der Stimme, das seinen Worten Dornen verlieh, «wenn ich schon die böse dreizehnte Fee bin, dann bist du ja bestimmt die liebe zwölfte, Jürg. So zaubere also endlich etwas auf den Tisch.»

Die andern atmeten erleichtert auf. Die Spannung verflüchtigte sich wie Luft aus einem Ballon. Jürg stand auf und stellte sich in Posi-

tur. Geschickt drapierte er sich die Serviette um den Kopf, wand eine Girlande um den Hals und sagte mit hoher, gezielter Stimme:

«Liebe Schwestern, da ich ja heute die gute Fee bin, habe ich euch das exquisiteste Gigot d'agneau de Pâques à la Röthlisberger hingezaubert. Ich werde mir die Ehre geben, es euch in wenigen Minuten persönlich zu servieren. Ich hoffe, es werde den hochfliegenden Erwartungen dieser königlichen Taufe entsprechen, und wünsche Ihnen: bon appétit.»

Begeistertes Klatschen vertrieb die letzten schlechten Gefühle, säuberte den Raum.

«Bravo, bravo», rief Thomas. «Los, tisch auf, daß sich die Bretter biegen . . . Aber wenn es ein königliches Mahl ist, wer ist denn nun der König von uns?»

«— oder die Königin», sagte Anni, die neben ihm saß, und krauste die Nase. «Ihr Typen bringt mich zur Verzweiflung.»

Thomas reichte ihr galant den Arm. «Sie sollen heute meine Königin sein, Gnädigste.»

Anni gab ihm einen Klaps auf den Kopf. «Liebster, gnädigster Thomas, du hast von Frauenemanzipation wirklich noch nicht den Hauch einer Spur begriffen. Aber heute will ich das huldvoll übersehen. Was meinst du, Jürg, zu Thomas' monarchistischen Ambitionen?»

Jürg, schon auf dem Weg zur Küche, drehte sich nochmals um. Solche Stichworte mochte er. Anni und er machten sich oft ein Spiel daraus, einander in Szene zu setzen. Blitzschnell zog er die Serviette vom Kopf, legte sie sich über den Arm, nahm eine devote Haltung ein und deklamierte: «Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren. Ihr aber nicht so, meine Lieben, sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie ein Diener. Das hat schon der gute alte Jesus gesagt, und der war doch sicher kein leider Kerl.» Dann richtete er sich wieder auf und schwang die Serviette wie eine Fahne über dem Kopf. «Da ich heute gekocht habe und geputzt und gespült und euch nun bediene wie die beste Serviertochter, braucht ihr also gar nicht mehr zu fragen, wer der Größte ist unter uns. — Und nun, Gigot d'agneau de Pâques à la Röthlisberger.»

Lachend verschwand er in der Küche. Die Stimmung um den Tisch ging hoch.

«Dieser Faxenreißer stiehlt uns noch die ganze Schau», flüsterte Simon Chantal und Gerda zu. Chantal fuhr ihm zärtlich ins Haar.

«Als Faxenreißer bist du doch immer noch unübertroffen, lieber Simon.»

Als Jürg mit dem duftenden Braten hereinkam, waren alle dabei, sich zuzuprosten.

«Komm, Jürg», rief Thomas. «Ich helfe dir gleich beim Zerschneiden, aber zuvor müssen wir anstoßen.» Er reichte Jürg ein gefülltes Glas, in dem der Wein im Kerzenlicht dunkelrot leuchtete. «Prost, Jürg, auf weitere gute Zusammenarbeit.»

«. . . in der Küche», fügte Hannes augenzwinkernd zu.

Jürg ging küssend und mit den gefüllten Gläsern anstoßend rund um die Tafel. Als er zu Jud kam, fühlte er wieder diese Spannung von vorhin. Steif, mit zusammengekniffenen Lippen saß Jud auf seinem Stuhl. Ablehnung, die er nur mühsam kaschierte.

«Prosit, Jud», sagte Jürg und schaute Jud in die Augen.

«Prost, Jürg», sagte Jud. Seine Blicke wichen aus, wanderten über Jürgs Gesicht und fielen wie Gewichte auf die weiße Tischfläche. Die Knöchel der Hand, die das Weinglas umklammerte, standen weiß hervor. Eine tiefe Traurigkeit lag um ihn. Schaudernd schritt Jürg weiter zu Pierre. Pierres Händedruck war fest und herzlich.

Sie aßen lange und ausgiebig, unterbrochen von Simons neuem Song und den lebenden Bildern, dargestellt von Chantal und Gerda. Es wurde viel gelacht und gespaßt, Erinnerungen wurden ausgetauscht, Pläne geschmiedet. Später, beim Kaffee, beruhigte sich die Stimmung langsam. Eine beinahe feierliche Ruhe kam auf. Rund um den Tisch plauderte man leise, einige schwiegen. Hannes blickte wehmütig auf die niederbrennenden Kerzen. Anni hatte den Kopf auf Thomas' Schultern gelegt und rauchte eine Zigarette.

Jürg lehnte sich in seinem Stuhl zurück. «Ich bin so froh, daß wir nun diesen Abend zusammen verbracht haben. Ich habe es sehr genossen. Irgendwie schien es mir, als wären wir das erste und das letzte Mal so zusammen gewesen. Komisch, wirklich, ich . . .» Er stutzte.

Von draußen, vom Eingang her, hörte man lautes, herrisches Klopfen.

«Was soll das? Wer kommt denn jetzt noch, um diese Zeit . . .» Pierre stieß polternd den Stuhl zurück. «Ich schaue nach.» Wie durch schleichendes Giftgas war der Raum plötzlich von atemloser Furcht erfüllt. Hannes war bleich geworden und klammerte sich an Jürg. Fast sofort stand Pierre wieder unter der Tür. Er blutete aus der Nase und schrie wütend in den Raum hinein: «Die Schmier! Sie haben das ganze Gelände umstellt. Ich habe ihnen erklärt, daß wir die Erlaubnis hätten, hier zu wohnen, aber . . .»

Brutal wurde er vorwärtsgestoßen. Hinter ihm drängten Polizisten herein, das Gewehr im Anschlag — auf die dreizehn Menschen an der Festtafel gerichtet.

Eine Stimme schnarrte: «Hände hoch, alle! An die Wand stellen, alle! Los, hopp, hopp. Du zuerst, Röthlisberger, hierher, schnell! Dein Stündchen hat nun geschlagen.»

KAPITEL 32

Lukas 23

36. Es verspotteten ihn auch die Kriegsknechte, traten zu ihm und brachten ihm Essig

37. und sprachen: Bist du der Juden König, so hilf dir selber!

38. Es war aber auch oben über ihm geschrieben die Überschrift mit griechischen und lateinischen und hebräischen Buchstaben: Dies ist der Juden König.

«Laß mich! Laß mich los, Hilfe, o Gott, o gottogott. Warum bin ich so allein? Warum habt ihr mich alleingelassen? Hilfe, zu Hilf . . .»

«Beruhigen Sie sich, Herr Röthlisberger. Ruhig, ruhig . . .»

Ein weißer Mond in einem grauen Himmel, zwei blitzende runde Mondkrater. Freundlichkeit, die wie heißes Wachs auf ihn herabtropfte. Warum diese Freundlichkeit, die unecht klang?

Erschrocken riß Jürg die Augen auf.

«Ruhig, ruhig», sagte der Mond aus einem dritten Krater. «Nun, wie geht es uns denn?»

Jürg blinzelte. Sein Blickfeld wurde deutlicher. Zwei Brillengläser sahen auf ihn herab. Die Augen dahinter konnte er nicht erkennen. Und er selber? Ah, er war ein Käfer. Ein fester Panzer umspannte ihn auf allen Seiten. Als Käfer wiedergeboren? Um Himmels willen, nein, Schmerzen, irgendwo im Körper Schmerzen, ein undefinierbares Wühlen. Im Bauch? Nein, der Bauch war es nicht. Der Bauch schwebte irgendwo neben ihm. Der Schmerz kam aus der Brust, ja, aus der Brust. Ein Käfer mit Schmerzen in der Brust? Nein, nein!

Da war eine Erinnerung. Sachte, aber unerbittlich schob sie sich vor den Schmerz. Erinnerung an ein Bild, ein Kinobild. Es mußte ein Kinobild sein, so etwas geschah nur im Kino: ein Mann, der sich

krümmte, eine Pistole auf einen andern gerichtet, der in Handschellen über einen Hof geführt wurde. Eine Explosion, Vögel, die aufstoben. Eine Stimme, die zischte: «Kann dieser Idiot nicht besser zielen?»

Ächzend versuchte Jürg sich zu bewegen. Er wollte mit den Fingern über das Gesicht streichen, das in einem Feuer lag, mitten in einem Feuer. Warum holte ihn niemand aus diesem Feuer heraus?

«Ruhig, ruhig», sagte wieder die Stimme. Jürg merkte, daß seine Hände am Rande des Bettes festgebunden waren. Nur zögernd registrierte das sein Gehirn, doch dann überfiel ihn unvermittelt eine unkontrollierbare Wut. «Diese Schweine, verdammten Hunde . . . Laßt mich los!»

«Schscht, ruuuuhig», flüsterte die freundlich-falsche Stimme, und gleichzeitig vernahm Jürg das Räuspern einer Männerstimme. Ein Schatten löste sich an seiner linken Seite von der Wand.

«Ist er nun endlich vernehmungsfähig, Schwester?» Der Polizist trat ans Bettende. Ein dunkler Felsbrocken in all dem Weiß-Beige. «Nun, Herr Röthlisberger, wie geht es Ihnen denn?» Die lauten Worte ließen Sprengkörper in Jürgs Kopf explodieren. Und immer noch auf dem Gesicht dieses Feuer, lodernd, flammend. Er konnte schlecht sehen. Die Gestalt des Polizisten wuchs zu einem bedrohlichen Schemen.

«Durst, ogottogott, Durst, Durst!»

Der Polizist nahm ein Glas mit Tee von einem chromblitzenden Beistellschränkchen und reichte es der Schwester. «Geben Sie ihm zu trinken, Schwester! Und nun zu uns, Herr Röthlisberger. Wollen doch mal miteinander reden, wir zwei . . .»

Jürg sog aus dem Plastikhalm, den ihm die Schwester in den Mund schob. Wenn er blinzelte, tauchte der Polizist aus dem Nebel wieder auf, näher, weg, näher, weg — wie eine Riesenqualle.

«Was ist geschehen?» fragte er. Der Polizist zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben das Bett. «Sie haben einen Fluchtversuch unternommen und sind dabei angeschossen worden.»

In Jürg zerbrach etwas. Er hatte das Gefühl, als bröckelte er auseinander wie mürbes Brot.

«Sie wissen genau, daß dies nicht stimmt», sagte er. «Ich habe keinerlei Fluchtversuche gemacht.»

Der Polizist nahm der Schwester das Teeglas aus der Hand und schickte sie hinaus. Dann stellte er sich ans Bettende und stützte sich mit beiden Händen schwer auf die eiserne, weiß gestrichene Bettlade. Er wartete, bis die Schwester die Türe hinter sich geschlossen hatte. Dann zischte er: «Doch, hast du. Aber beginnen wir doch noch einmal von vorne, lieber Röthlisberger. Vorerst mal dies: Hier bist du nicht mehr der berühmte Jürg von Spreitenbach mit seinem jubelnden Gefolge. Hier bist du nur noch ein kleines, mieses Verbrecherlein. Und ich habe Zeit, viel Zeit. Du hast also einen Polizisten tätlich angegriffen und bist dann . . .»

Jürg drehte mühsam den Kopf auf die andere Seite. «Ich werde jetzt kein Wort mehr mit Ihnen reden, kein Wort. Statt dessen werde ich mir selber eine bessere Welt ausdenken, zu der Sie, Herr Polizist, und Ihresgleichen keinen Zutritt haben.»

KAPITEL 33

Lukas 23

12. Auf den Tag wurden Pilatus und Herodes Freunde miteinander; denn zuvor waren sie einander feind.

13. Pilatus aber rief die Hohenpriester und die Obersten und das Volk zusammen

14. und sprach zu ihnen: Ihr habt diesen Menschen zu mir gebracht, als den, der das Volk abwende, und siehe, ich habe ihn vor euch verhört und finde an dem Menschen der Sachen keine, deren ihr ihn beschuldiget;

15. Herodes auch nicht, denn ich habe euch zu ihm gesandt, und siehe, man hat nichts auf ihn gebracht, das des Todes wert sei.

Der Kommandant der Stadtpolizei, Herr Dr. Riesen, stampfte in Zivilkleidung in seinem Büro hin und her. Die grauen, gepflegten Haare standen zerzaust nach allen Seiten. Seine Hände zitterten. Leutnant Beat Zünd betrachtete ihn mit einiger Verachtung. Wachtmeister Müller stand neben ihm und drehte verlegen die Schirmmütze in den Händen.

«Dieser Röthlisberger wird terroristischer Umtriebe verdächtigt. Wir mußten . . .»

«Nichts mußtet ihr, nichts!» schrie Riesen außer sich. «Es war nicht zu übertreffende Stümperei, wie Sie vorgegangen sind. Laienhaft . . .», Riesen kostete das Wort aus, «laienhaft und unverhältnismäßig, verstehen Sie? Unverhältnismäßig, ungeschickt, dumm, ja dumm . . . Warum haben Sie mit der Verhaftung dieses Jürgs von Spreitenbach nicht gewartet bis nach Ostern, um dann in Ruhe und Diskretion zuschlagen zu können?»

«Sie haben doch selber gewünscht, daß endlich etwas geschieht im Fall Röthlisberger, Herr Dr. Riesen. Und an höchster Stelle hat man ausdrücklich gedroht, wenn wir die Angelegenheit nicht bald in den Griff kriegen . . .» versuchte Müller sich zu rechtfertigen, aber Riesen schnitt ihm mit einer knappen Handbewegung die Rede ab.

«Und ich sage Ihnen in aller Ausdrücklichkeit, wir wußten von nichts! Das alles haben Sie ganz alleine zu verantworten, Sie und Leutnant Zünd. Haben Sie verstanden? — Und Sie auch?» Er warf dem jungen von Grüningen, der in schneidiger Haltung an der Türe stand, einen vernichtenden Blick zu. «Sie besonders, Herr von Grüningen. Dieses ganze Intermezzo kann Sie teuer zu stehen kommen.»

Von Grüningen kniff die Lippen zusammen. «Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich habe mit dem Einverständnis höheren Orts gehandelt», sagte er heftig. «Ich lasse mir jedenfalls nichts anhängen.» Sein jugenhaftes Gesicht war blaß vor Empörung. Zünd legte ihm die Hand auf die Schultern. Riesen sah es, zuckte zusammen und strich sich durchs Haar in dem hilflosen Versuch, es zu glätten. Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn. Als er die drei Augenpaare auf sich gerichtet sah, bemühte er sich, das Zittern der Hände unter Kontrolle zu bringen.

«Also gut, meine Herren», sagte er, jetzt in normaler Tonlage. «Ich muß jetzt leider zum Herrn Stadtpräsidenten, um mit ihm die Sachlage zu besprechen. Der Stadtpräsident ist sehr ungehalten, das können Sie sich vorstellen. Ich muß versuchen, ihm das Ganze zu erklären. Das wird nicht einfach sein. Ihr könnt froh sein, daß ich auch privat mit dem Herrn Stadtpräsidenten befreundet bin, das vereinfacht vieles.»

Beifallheischend schaute Dr. Riesen um sich, aber die drei Männer hatten den Blick zu Boden gesenkt. Riesen richtete sich auf und sagte mit Befehlsstimme: «Um vier Uhr erwarte ich Sie zu einer Besprechung in meinem Büro. Ich brauche Sie ja wohl nicht um Verschwiegenheit zu bitten in dieser Angelegenheit. Und seien Sie pünktlich, meine Herren. Korporal Egli soll ebenfalls erscheinen.»

«Wale ist im Spital bei Röthlisberger», sagte Müller. Riesen bekam einen hochroten Kopf. Er holte tief Luft.

«Korporal Walter Egli wird hier sein», brüllte er. «Das ist ein Befehl, verstanden!»

Türeschmetternd verließ er den Raum.

Müller ließ sich ächzend auf einen Stuhl fallen. Er grinste von Grüningen ins Gesicht. «Mach dir nichts draus, der Alte hat Schiß in den Hosen.»

KAPITEL 35

Lukas 24

1. Aber am ersten Tage der Woche sehr frühe kamen sie zum Grabe und trugen die Spezerei, die sie bereitet hatten, und etliche mit ihnen.
2. Sie fanden aber den Stein abgewälzt von dem Grabe.

Jürg ist gestorben. — Bei einem Fluchtversuch angeschossen, heißt es. Im Handgemenge mit der Polizei versehentlich erschossen, heißt es. Wie kann man jemanden im Handgemenge erschießen? Die Sache erinnert an diese Fernsehsendung, die ich kürzlich gesehen habe: Dokumente, Augenzeugenberichte und Interviews rund um die Geschichte von drei Jugendlichen, die von der Polizei getötet wurden. Nicht offiziell getötet natürlich — es passierte eben.

In der Sendung fragte die Mutter des einen Jungen hilflos: «Wie ist das nur möglich? Die Polizei sagt, sie hätten auf die Autoreifen gezielt. Die Kugel steckte aber im Kopf. Der Kopf ist doch oben und die Räder unten, nicht?»

Die offiziellen Communiqués halten fest an der Version von „Handgemenge und Fluchtversuch“, und die Zeitungen drucken sie ohne Kommentar ab. Dabei müßten alle wissen, daß Jürg keinesfalls geflüchtet ist, das entspräche nicht seiner Haltung. Alle wissen, daß Jürg sich nie auf ein Handgemenge mit der Polizei eingelassen hätte, auch das hätte ihm nicht entsprochen — er kokettierte allzuoft mit der Vorstellung, ein Opferlamm zu sein. Bestimmt hat er sich nicht gewehrt, höchstens mit Worten gestritten. Das bezeugen auch seine Freunde, die mit ihm zusammen verhaftet wurden. Jürg ließ sich brav

in Handschellen abführen. Er hat sogar Pierre zurechtgewiesen, der mit einem Stuhlbein auf die Polizisten losgegangen ist. Man trennte die einzelnen Mitglieder der Gruppe dann allerdings sehr schnell voneinander. Einzelhaft. Keine Informationen, keine Besuche . . . Wie Verbrecher wurden sie behandelt. Gerda hat erzählt, daß zur Toilette immer ein Wärter mitgegangen sei. Ein Wärter, nicht eine Wärterin.

Nein. Jürg hat sich nicht widersetzt, schon gar nicht mit Gewalt, das weiß ich. Es muß in dieser Angelegenheit bei der Polizei eine ganz große Schweinerei gelaufen sein, das ist sicher. Ich weiß . . . ALLE WISSEN. Aber niemand kann etwas mit diesem Wissen anfangen. An oberster Stelle bedauert man, wäscht seine Hände in Unschuld, hat nichts gesehen, hat nichts gehört, hat nichts befohlen, ist nicht zuständig . . .

Jürg ist gestorben.

Er starb nicht eines natürlichen Todes, er wurde ermordet.

Hilflos, traurig, wütend bleiben wir alle zurück. Alle, die Jürg gekannt haben oder von ihm hörten. Es gab einige Trauermärsche, aber nachdem die Polizei zweimal mit brutaler Gewalt eingegriffen hatte, hörten auch diese Kundgebungen auf. Unbekannte färbten die Plakatwände schwarz, aber schon am nächsten Tag waren wieder die gewohnten Werbeplakate darüber geklebt: Jeans, Autos, Zigaretten, schöne Frauen . . . Für die Freiheit, für die Freiheit der Duft der großen weiten Welt.

Was ist das für eine verdreckte Gesellschaft, in der solches geschieht? Und alles im Namen des Rechts. Justitia hat nicht nur die Augen verbunden, sondern auch die Ohren verklebt; ihr Herz ist versteinert und die Waage falsch eingestellt . . .

Was regst du dich auf, Frieda? Das hast du alles längst gewußt.

Jolanda weinte, als sie von Jürgs Tod erfuhr. Ich nicht. Ich bin einfach entsetzt. Aber da ist auch noch etwas anderes, ein Gefühl, das sich wie ein Wurm windet und dehnt, das sich nicht abschütteln, nicht verdrängen, mit Argumenten nicht beschwichtigen läßt. Ich kann das Gefühl nicht benennen, es hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem eines schlechten Gewissens. Aber warum, um Himmels willen? Habe ich etwas versäumt? Wo denn? Was denn?

KAPITEL 36

Lukas 17

1. Er sprach aber zu seinen Jüngern: Es ist unmöglich, daß nicht Ärgernisse kommen; weh aber dem, durch welchen sie kommen!

Auch Jud ist nicht mehr. Jud hat sich erhängt. Fassungslos standen wir an seinem Grab. Fassungsloser selbst als an Jürgs Beerdigung, die einem traurigen Volksfest glich. Jud hat sich erhängt. Man darf die Vorstellung nicht an sich herankommen lassen. Erhängt — und wieder die Frage: Warum? Wer oder was hat ihn dazu getrieben? Was haben wir versäumt? War es die Verzweiflung über Jürgs Tod? Oder sah Jud keine Hoffnung mehr für seine politische Arbeit? Wer oder was hat ihn zu etwas derart Grauenhaftem getrieben?

Ich habe Jud gemocht. Trotz seiner rauhbauzigen, unbehobelten Art hab ich ihn gemocht. Jud forderte mein Mitleid heraus, so wie seit Urzeiten schwache Männer das Mitleid der Frauen herausfordern. Ein unausrottbares Gefühl, ein schändliches, das immer wieder die Stärke der Frauen zunichte macht. Jud war einer, der dieses Gefühl in den Frauen wachrief. Er war schwach und unsicher, war zutiefst verletztlich und darum wohl auch oft so verletzend. Anders Jürg, der trotz der scheinbaren Sanftheit und Zartheit eine starke innere Quelle besaß: den Glauben an sich und das Gute in den andern. Jürg konnte weinen, lieben, lachen, auch jammern . . .

Jud konnte sich nur härten, sonst wäre er gebrochen.
Und nun ist er zerbrochen.

Armer Jud, armer, armer Jud — und wir armen Zurückgelassenen. Ob er nun mit Jürg zusammen neue Welten erforscht oder in den Abgründen der Selbstmörder herumirrt? Und die, die ihn zum Selbstmord getrieben haben? Sie setzen sich heute zum Essen, machen ein Mittagsschläfchen, spielen mit den Kindern, haben Sex mit der Ehefrau oder der Sekretärin . . . Scheiße.

Vielleicht sind ja auch wir schuldig, die Gruppe, ich, all die Mitläufer und Mitläuferinnen, die dann vor Juds radikaler, streitbarer Konsequenz doch zurückgeschreckt sind.

Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll. Wer wird die ganze Arbeit weiterführen? Wer die Gruppe zusammenhalten? Pierre? Thomas? — Oder Anni? Ich meine, Anni hätte das Zeug dafür: eine starke Frau, eine Persönlichkeit. Aber Anni ist nicht eine, die an die Spitze drängt.

KAPITEL 37

Lukas 24

45. Da öffnete er ihnen das Verständnis, daß sie die Schrift verstanden,
46. und sprach zu ihnen: Also ist's geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten am dritten Tage
47. und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anheben zu Jerusalem.
48. Ihr aber seid des alles Zeugen.
49. Und siehe, ich will auf euch senden die Verheißung meines Vaters. Ihr aber sollt in der Stadt Jerusalem bleiben, bis daß ihr angetan werdet mit Kraft aus der Höhe.

Pfingsten: ein strahlend-fröhlicher Tag. Ein Frühsommertag, als hätte ihn die Schöpferin soeben erfunden. Die Mitglieder der Gruppe schlenderten über die Kornhausbrücke stadtwärts. Sommerkleider. Bloße braune Haut, der Sonne hingegeben. Christine und Hannes gingen Arm in Arm und diskutierten angeregt. Gerda trug einen weit-schwingenden, roten Rock.

«Seid ihr Neo-Hippies?» rief ein Junge, der ihnen erstaunt nachblickte.

Hannes drehte sich um und winkte. «Etwas Ähnliches. Kommst du nicht auch an die Freudenkundgebung?»

Der Junge stieg brummelnd auf sein Fahrrad. «Freudenkundgebung, so was Blödes. Die spinnen wohl.» Ärgerlich trat er in die Pedale und verschwand Richtung Zytglogge. Kurz darauf aber stoppte er, machte kehrt und fuhr langsam neben Hannes her.

«Was soll das überhaupt sein, eine Freudenkundgebung?» fragte er gereizt.

«Ist dir der Name Jürg von Spreitenbach ein Begriff?»

«Klar, das war doch dieser arbeitsscheue Terrorist, den die Polizei umgelegt hat.»

«So nennst du ihn? Wir nennen ihn anders.»

«Wie denn — etwa Held?»

«Nein, auch nicht Held. Jürg war eben unser Freund. Und ob man ihn nun Terrorist, Held oder Opfer nennt, das tut eigentlich nichts zur Sache. Jedenfalls wollen wir uns heute treffen, alle, die ihn gekannt oder von ihm gehört haben. Es soll ein Erinnerungstreffen sein, aber eben kein trauriges, sondern ein fröhliches. Das hätte er sicher so gewollt.»

«Ein Freudenfest», ergänzte Christine und steckte dem Jungen im Gehen ein paar Blumen unter den Gepäckträger. Der Junge fuhr noch langsamer und blieb dann zurück.

«Ein Freudenfest wegen Jürg von Spreitenbach . . . Ihr habt ja alle einen Zacken weg. Ihr seid wohl selber Terroristen, jawohl!» Unmißverständlich tippte er sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn und fuhr dann pfeifend davon.

Von allen Seiten strömten Gruppen von geschmückten Menschen der Innenstadt zu. Die meisten Autofahrer befolgten den Aufruf auf den Flugblättern und umfuhren die Stadt oder ließen ihre Wagen zu Hause. Zu Fuß gehen war Trumpf an diesem Tag.

Überall ein emsiges Treiben. Auf den verschiedenen Plätzen waren über Nacht Bänke und Tische aufgebaut worden, Suppenküchen, Getränkestände, Spiel- und Plauderecken. Jeder und jede schien mitmachen zu wollen. Bekannte und weniger bekannte Künstler hatten Darbietungen vorbereitet. Es gehörte zum guten Ton, dabeizusein und mitzumachen.

Martin und Andreas waren auf den Münsterturm gestiegen und blickten nun eng umschlungen hinunter auf den Platz. Ein Kinderfest war dort eben gestartet worden. Hunderte von Ballons mit farbigen Bändern daran schwebten dem Himmel zu.

«Halt mich fest, Tinu, vielleicht kann ich einen fassen», rief Andreas und beugte sich weit hinaus.

Die durcheinanderwimmelnden Kinder unter ihm glichen bunten Käfern. Er hätte gern eines gefaßt und in seine Handfläche gesetzt. «Hallo, kleines Ding, wie geht es dir?» Und das winzige Kind würde mit dem Kopf nicken wie die Nußschalenschildkröten an ihren Hals-

drächtchen: «Gut! Gut!» Er wandte sich um. Martin stand schon ungeduldig an der Treppe.

«Komm jetzt lieber. Ich will Annis Rede nicht verpassen.»

Anni saß auf einer der Quersprossen des Holzgerüsts, mit dem vor dem Käfigturm eine Bühne aufgebaut worden war. Aufgeregt biß sie sich in die Knöchel.

«Ich kann nicht, ich kann nicht. Ich weiß nichts mehr, ich habe alles vergessen, was ich sagen wollte.» Anni schluckte leer. Ihre Lippen zitterten. «Chantal, sag, wie soll ich Worte finden, die packen, wo alle schon so abgegriffen und verbraucht sind? All diese schönen Begriffe wie Freiheit, gegenseitiges Akzeptieren, Solidarität . . . die geben doch nichts mehr her heutzutage. — Nein, es geht nicht. Pierre muß reden, oder Thomas. Ich kann nicht, wirklich, ich hab so Lampenfieber. Mir ist schlecht.»

Schatten und schmale Streifen von staubigem Sonnenlicht warfen Muster über Annis blasses Gesicht und die blaue Bluse. Das Gemurmel der wartenden Menge und verwehte Gitarren- und Flötenklänge summten rund um sie, als wäre rundum ein gewaltiger Bienenschwarm, doch der enge Raum im Halbdunkel hier unter der Bühne wirkte wie ein Vakuum. Chantal bemerkte, daß Anni nahe am Heulen war. Betont unbeschwert klopfte sie ihr auf die Schultern.

«Das kommt, Annilein, keine Angst. Wenn du erst oben bist, wirst du wissen, was du sagen mußt. Laß vor allem Simon singen. Mit Musik erreichen wir die Herzen der Leute, mit Worten ihren Verstand. Weißt du doch.» Sie lachte. Der oft zitierte Satz klang wie eine Predigt. «Und heute soll's ja nicht allzu intellektuell zugehen, Anni. Die Leute sind zum Feiern gekommen.» Chantal versuchte, mit Klammern einen Blumenkranz in Annis kurzen Haaren festzumachen. Dann ließ sie es seufzend bleiben und befestigte die Blüten an Annis Bluse. «Daß du aber auch noch die Haare schneiden mußtest vorher. Du siehst aus wie ein Stachelschwein.» Nochmals klopfte sie der Freundin auf die Schultern. Anni strich sich übers Gesicht, als wolle sie Spinnweben entfernen. Schmollend, aber doch beruhigt drängte sie sich dann an Pierre vorbei, der an der Längswand kauerte und durch einen Spalt in den Blachen auf den Platz hinausblickte.

«Guck mal, Anni, die kommen in Scharen, als ob's was gratis gäbe», murmelte er.

Im Vorbeigehen zerzauste sie ihm den Bart.

«Gibt es doch auch, alter Brummbär. Was wir anzubieten haben, kann man jedenfalls nicht kaufen. Und nun halt mir die Daumen, Pierre, damit ich's denen auch richtig sage.»

Pierre erhob sich. Seine kräftige Gestalt füllte den engen Raum beinahe aus.

Heftig drückte er sie an sich.

«Viel Glück, Mädchen», sagte er, «du machst das gut, das weiß ich.»

Vorsichtig half er ihr, die steile Leiter hinaufzuklettern, die zur Bühne führte.

Plötzlich Helle nach dem Duster unter der Bühne. Licht, wie ein Schlag auf den Kopf. Anni sah sich einer tausendköpfigen Menschenmenge gegenüber, sah sich im gleißenden Sonnenlicht stehen und eine Reihe von Mikrofonen wie drohend aufgerichtete Schlangen vor sich aufragen. Wieder überkam sie Panik. Nein, sie konnte nichts sagen, nein, sie konnte nicht reden, nicht vor so vielen Menschen. Dichtgedrängt standen sie und klatschten, als Anni sich blinzelnd aufrichtete. Aus den Fenstern lehnten sich Menschen und winkten, auf den Brunnenrändern saßen sie. Nur die Fenster der zwei Bankgebäude gaben sich hart und abweisend hinter ihren Geranien.

Anni drehte sich um. — Nur weg von hier, weg. Aber es gab kein Zurück. Gerda im schwarzen Trainingsdress zog eben Chantal, die sich unterdessen ebenfalls umgezogen hatte, auf die Bühne herauf. Simon klimperte auf seiner Gitarre und zwinkerte unverschämt.

«So, Anni, künd mich an als den größten Sänger aller Zeiten. Wir wären soweit.»

Langsam drehte sich Anni wieder der Menge zu und stellte sich vor die Mikrophone. Sie hob eine Hand, und sachte verebbte das Stimmengewirr; ein Meer, das zurückfloß, unberechenbar sein nächstes Anstürmen.

«Ich freue mich außerordentlich, euch alle hier zu begrüßen.» Ihre Stimme bröckelte. Tief unter sich sah sie dicht nebeneinander Frieda, Jolanda und Roli. Die drei waren in ihren Rollstühlen ganz

nahe an die Bühne herangefahren, damit sich niemand vor sie hinstellen konnte. Jolanda blinzelte ihr zu. Roland strahlte, schlug mit spastischen Bewegungen aus, als er bemerkte, daß Anni ihm, vor all diesen vielen Menschen ausgerechnet ihm zuwinkte.

Simon stimmte sein erstes Lied an, und Anni trat zurück. Die kleine Bühne war zu hoch, schien es ihr. Sie kam sich vor wie auf einem Fels in der Brandung. Ausgestellt. Ausgeliefert. Auf einem Sockel. Vor ihr der Bärenplatz und die Spitalgasse, die sich von Minute zu Minute noch mehr füllten. Auf beiden Seiten die andern Plätze, Bundesplatz und Waisenhausplatz, die von Menschen wimmelten.

Daß Frieda gekommen war, freute sie. Sie kannte sie zwar kaum, aber sie waren einander öfters begegnet. Etwas an der Frau faszinierte und interessierte sie. Andreas hatte ihr erzählt, daß Frieda der Gruppe gegenüber und allem, was sie tat, sehr kritisch und oft ablehnend eingestellt war. Andreas schien etwas traurig darüber. Er war mit Frieda zur Schule gegangen. Eine alte Freundschaft verband sie. «Nun, es ist ihre Entscheidung, wofür oder wogegen sie ist», hatte Andreas mit einem Achselzucken geschlossen.

Andreas. Anni lächelte flüchtig. Andreas mit seinem immer etwas verträumten, eifrigen Ausdruck auf dem hübschen Gesicht. Zu jung für diese Zeit. Auch zu jung für Martin? Martin mit seinem nüchternen Aktivismus erschien ihr als Gegenpol zu Andreas. Oft nervte ihn dessen Traumverlorenheit zutiefst, und er überschüttete ihn dann mit heftigen Vorwürfen. Solche Streitereien legten graue Schatten unter Andreas' Augen, und für Minuten hatte er jeweils den müden Blick eines alten Mannes.

Simon stimmte ein zweites Lied an. Chantal und Gerda stellten sich hinter ihm auf. Ein paar Fotografen waren auf den Rand der Bühne geklettert und knipsten eifrig.

Anni zuckte die Schultern. Was kümmerte es sie, Andreas war achtundzwanzig. Er war kein Kind mehr. — Wo die beiden nur blieben? Sie hatten doch versprochen, zu ihrer Rede zu kommen.

Anni trat nochmals näher an den Rand der Bühne, um hinunterzublicken. Ob die junge Frau, die sich an Friedas Rollstuhl lehnte, Friedas Freundin war? Die beiden wirkten zärtlich und sehr intim, ein winziger Ausschnitt aus dem überwältigenden Bild, das sich vor

Anni ausbreitete. Alle andern Gesichter verschwammen zu hellen Flecken. Frieda hob den Kopf, ihre Blicke trafen sich. Sie hatte durchdringend blaue Augen. Anni versuchte ein Lächeln, Frieda lächelte zurück. Sie nahm den Strauß Margeriten, der auf ihren Knien lag, und warf ihn hoch. Aber sie warf zu kraftlos, mit mühsamer Bewegung, das Bouquet streifte den Rand der Bühne und fiel dann wieder hinunter. Die Frau neben Frieda hob ihn auf, zog eine Blume aus dem Strauß, steckte sie sich selber ins Haar und warf ihn dann wieder herauf. Anni fing ihn im Flug.

«Vielen Dank», rief sie, «vielen, vielen Dank!»

Leutnant Beat Zünd schritt schneidig aus der Tür in den Hof der Polizeikaserne am Waisenhausplatz. Sorgfältig zog er sich elegante Lederhandschuhe über die Finger und winkte einer Gruppe Polizisten zu, die eben in einen Bereitschaftswagen stiegen. Der Fahrer ließ bereits den Motor laufen und schrie aus dem offenen Fenster: «He, macht schon, ihr Schlafkappen. Wollt ihr Wurzeln schlagen?»

«Hals- und Beinbruch», rief Zünd freundlich. Er hatte sein sympathisches, breites Zahnpastalächeln aufgesetzt. Korporal Müller schlug gereizt die Autotüre zu.

«Lackaffe!»

Andreas und Martin versuchten, sich durch die Kramgasse zum Bärenplatz durchzukämpfen, aber sie merkten schnell, daß das aussichtslos war. Die Straßen quollen über. Vor dem Zytglogge-Turm hatten die Leute zu den Klängen einer kleinen Musikgruppe zu tanzen begonnen. Die Töne gingen in der Menge, im Rufen einiger Jugendlicher unter, doch das schien die Tanzenden nicht zu stören.

«He du, los, reih dich ein», forderte eine alte Frau mit dick geschwollenen Beinen Andreas auf und faßte ihn um die Hüften. «Komm, Sohn, dreh dich!»

Er entwand sich ihrem kräftigen Griff. «Nicht jetzt, leider. Später. Ich möchte die Rede von Anni Gerber hören.»

«Ach, die Rede, da kommt doch keiner mehr durch. Die stehen Kopf an Kopf. Komm, Sohn, sei kein Frosch, tanz mit der alten Madeleine!»

Martin zog Andreas hinter sich her.

«Versuchen wir's durch die Zeughausgasse.»

Als sie um die Ecke beim Kornhaus bogen, blieb er erschrocken stehen. Die Straße war voller Polizeiautos. Polizist an Polizist stand in voller Kampfmontur. Sie bildeten eine Kette aus Abwehr und ineinanderverschränkten Muskeln. Ein Durchschlüpfen war unmöglich.

«Hau ab!» schrie einer der Polizisten und richtete sein Gewehr auf Martin.

«Verdammte Drecksiechen», flüsterte Martin, «die haben uns doch versprochen, heute nicht einzufahren. Verdammt, verdammt!»

Anni machte eine Pause. Nach den ersten paar Sätzen hatte sich ihre Stimme gefestigt. Die Menge verharrte atemlos. So weit Anni über die drei Plätze bis hin zu der hohen Stacheldrahtabschrankung vor der Polizeikaserne sehen konnte, standen die Menschen Kopf an Kopf. Ein Gewoge von Gesichtern, von Augen, Nasen und Mündern.

Anni holte tief Luft und stellte sich nahe ans Mikrophon.

«Wir schaffen, wir verdienen, wir häufen auf, wir besitzen, wir verteidigen, wir beneiden . . . Wir raffen und raffen, und niemand ist glücklich dabei. Wir setzen sogar den ganzen Erdball aufs Spiel, ohne daß jemand gewinnt. Wir müssen uns endlich zurückhalten im Besitzergreifen, das haben uns die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte doch wahrhaftig gezeigt. Wir brauchen mehr Behutsamkeit, uns selber, den andern und unserer Umwelt gegenüber. Wir sollten endlich leben lernen. Leben, anstatt anhäufen.»

Korporal Egli saß in voller Ausrüstung mißmutig mit den andern zusammen im Fond des Bereitschaftswagens. Erregt kaute er an den Knöcheln der linken Hand, die häßlich verschorft und vernarbt aussahen. Dann starrte er einen Moment auf einen blutenden Fleck, wickelte sein schmutziges Taschentuch darum und steckte die Hand in die Hosentasche.

«Gopffridstutz, nimmt denn diese Misere nie ein Ende. Teufelssternenhund, immer weiter, immer weiter müssen diese Saucheiben demonstrieren, müssen diese Saucheiben unsere schöne Stadt verdrecken, müssen sprayen, randalieren, ach . . .» Ärgerlich stieß er den

geflochtenen Schutzschild auf seinen Knien zurecht. «Wir Idioten können die Köpfe hinhalten, und nachher sind wir dann wieder die Sündenböcke.»

Anni hob die Hände. Sie hatte sich unterdessen in Feuer geredet. Ihre Wangen waren rosig überhaucht.

«Wir wissen doch auch, was wir wünschen, was wir anstreben müssen. Wir brauchen die drei großen F: Frieden, Freiheit und Freude. Die drei bedingen einander, keines kommt ohne das andere aus, keines darf zugunsten eines anderen beschnitten werden, keines erhöht. Wir brauchen die Freude, damit wir die Freiheit genießen können. Nur in der Freiheit ist der Frieden lebenswert. Alle drei sind gleichwertig . . .»

Simon schob sich vor Annis Mikrofon und drängte sie zur Seite. Grinsend schwenkte er seine Gitarre.

«Hallo, Fans! Nach diesen schönen Worten von Anni wollen wir nun doch zum Abschluß kommen und gemeinsam noch was singen. Wie wär's denn in guter alter Tradition unserer Großväter mit der Internationalen? Singen wir zusammen. Und dann, Freunde, laßt uns feiern, laßt uns flanieren und tanzen. Bier und Sirup sollen fließen in Strömen . . .»

Ernüchtert strich sich Anni übers schweißnasse Haar.

«Wagen vier an den Rathausplatz!» schnarrte die Stimme aus der Kommandozentrale. «Dort haben die Demonstranten zu tanzen begonnen, es wird bestimmt bald zu Ausschreitungen kommen. Tränengaseinsatz wenn nötig. Keine unnötigen Provokationen, aber habt ein Auge auf die Rädelführer. Ich möchte mich heute abend mit einigen unterhalten. Verstanden?»

«Verstanden», brummte Müller. Er hielt es nicht für nötig, die Meldung zu wiederholen. Aufheulend raste das Auto davon.

Das Lied zog sich schleppend. Eine Gruppe Italiener sang laut und riß damit die Umstehenden mit, aber sonst kannte niemand den Text und nur wenige die Melodie. Auch Simon klimperte unsicher auf den Saiten. Er sang irgend etwas, Worte, die keinen Sinn ergaben. Anni trat

an den Rand der Bühne und blickte hinunter, als ob sie von dort eine Antwort erwartete. Roland und Jolanda sangen, doch Frieda blickte finster, und die fremde Frau, die sich auf die Seitenlehne von Friedas Rollstuhl gesetzt hatte, machte die Geste des Kehledurchschneidens und deutete auf Simon. Unmöglich, wie der sich in Szene gesetzt, wie der sie vom Mikrophon weggedrängt hatte, ohne richtig das Ende ihrer Rede abzuwarten! Wie eine Puppe hatte man sie auftreten lassen und dann einfach weggeschoben.

Anni kniff die Lippen zusammen. Nein, das durfte sie sich nicht gefallen lassen.

«Wagen sechs, sieben und zwölf zum Hauptbahnhof. Alle Ausgänge abriegeln. In fünfzehn Minuten werden zwei Extrazüge erwartet. Niemand darf das Bahnhofsgelände und die Unterführung nach der Stadt hin verlassen. Tränengaseinsatz wenn nötig. Wir wiederholen: Tränengaseinsatz wenn nötig.»

Anni stellte sich hinter Simon und trat, als er die Gitarre sinken ließ, vors Mikrophon. Chantal hockte auf dem Boden. Sie hatte sich nicht beteiligt an Simons Auftritt und flüsterte erregt mit Gerda. Jetzt nickte sie Anni zu, einen grimmigen Ausdruck auf dem Gesicht. Scheiß-chauvi, formten ihre Lippen, Scheiß-chau-vi. Anni stand breitbeinig, die Füße gegen den rauhen Bretterboden gestemmt. Ihr Herz pochte bis zum Hals.

«Ich will doch noch meine Rede beenden», sagte sie, «ich will noch etwas sagen. Wartet . . .! Nur noch eine Minute.»

Die Zuschauer waren bereits am Aufbrechen. Bewegung kam in die Menschenmasse und brodelte in Wirbeln und Wellen, nicht mehr aufzuhalten.

«So wartet doch!» rief Anni. «Hört, so darf es doch nicht weitergehen. Es wäre so einfach, wenn alle versuchten, einander gern zu haben oder wenigstens zu achten und zu tolerieren. Männer die Frauen, Eltern die Kinder, Schweizer die Ausländer, Homos die Heteros . . . Wenn das alle versuchten, wäre doch schon vieles besser. Das gäbe uns doch Raum zum Atmen . . .»

Die Bewegung in der Menge hatte nun auch die Menschen in

der Nähe der Bühne erfaßt. Ein Schieben und Drängen begann. Frieda schaute besorgt um sich. Auf dem Bundesplatz schrien Leute, und vom Bahnhof her hörte man das Detonieren von Tränengaspatronen. Anni schloß mit einer kleinen, resignierten Handbewegung: «Aber eben, eigentlich wissen wir das alle ja schon längst.»

Kritisches . . .

Adi Sollberger

Lisi forever

Gedichte

Seine lyrischen Aggressionen zielen gegen die perverse Instinktlosigkeit der sich zutode zivilisierenden Gesellschaft. – «Der junge Sollberger schreibt spielerisch – radikal, das lässt hoffen. . .» *Neue Zürcher Zeitung*

Kurt Hutterli

Stachelflieder

Gedichte in Prosa

Mit poetischen Texten führt uns Kurt Hutterli in die Landschaften seiner inneren Heimat: in die Schweiz, und da besonders auch ins Tessin, nach Finnland und in den Südwesten Kanadas. – Ein Buch für Leserinnen und Leser mit Heim- und Fernweh nach einer lebensfreundlichen Welt.

Martin Stadler

Am Rande

Respektlose und andere Erzählungen und Berichte
mitten aus der 700-jährigen Urschweiz

Jürg Weibel

Tod in den Kastanien

Roman

Privatdetektiv Kaisers neuer Fall ist ein atmosphärisch dichter, literarischer Polit-Krimi. Es geht um Bauspekulation, Korruption, menschliche und politische Intrigen, Erpressung und Mord.

In Ihrer Buchhandlung

Mehr Infos? Postkarte genügt:

Edition Hans Erpf · Postfach · CH – 3001 Bern

Jesus von Nazareth ist uns wohl allen ein Begriff. Doch wie würde jener Rufer aus der Wüste heute leben? Wo würde er geboren? Wo hielte ein moderner Jesus die Bergpredigt, was würde er verkünden, wie käme er um?

Ursula Eggli hat es unternommen, die bekannte Geschichte in unsere Zeit zu übertragen: in die <Szene>. Wir werden unversehens miteinbezogen in die Euphorie vor und an Demos (wenn Jürg spricht) und die Enttäuschung danach; wir werden mitgerissen vom Idealismus der Gruppe um diesen Jürg von Spreitenbach – und lecken mit ihnen die Wunden, nachdem die <Ruhe und Ordnung>-Mentalität des Wohlstandsbürgertums einmal mehr, bar jeden Verständnisses für die Anliegen der aus seiner Sicht nur lästigen Randgruppen, brutal zurückgeschlagen hat.

In diesem Buch, in dem <Alternative>, Behinderte, Homosexuelle und Drogensüchtige miteinander und mit den Leuten <wie du und ich> so selbstverständlich umgehen, ohne Berührungsängste als Menschen <einfach so sind>, erweist sich auch die gewählte Sprache als dem Erzählten angemessen: sehr direkt und ohne falsche Eleganz, manchmal rotzfrech und provozierend, dann wieder fast hilflos grob, wo es Verletzlichkeit zu überspielen gilt – immer aber, ob laut oder leise, so, dass gerade junge Leserinnen und Leser sich mit ihren Problemen, Ängsten, Hoffnungen und Erwartungen darin wiedererkennen werden und ernstgenommen sehen.

Mit <Jürg von Spreitenbach> ist Ursula Eggli eine spannende und verblüffende Erzählung gelungen, ein kritisch-religiöses <Szene>-Buch, das Fragen aufwirft und sie, im Grundsatz lapidar, doch nicht vorschnell, beantwortet: Eigentlich wissen wir das ja alles schon längst. . .

Ursula Eggli, 1944 geboren, leidet an Muskelschwund und lebt im Rollstuhl. Engagiert u. a. in der Behinderten-Bewegung. Ihr erfolgreichstes Buch: <Herz im Korsett> (Zytglogge).